

Begegnungen mit Juden

von Johannes Hamel

Frühjahr 1919 in Berlin. Der Hunger geht um. Wir haben ein Brüderchen bekommen und sind selig. Vier Wochen lang freuen wir uns über den kleinen Bruder Heinrich. Am letzten Abend hält Mutter ihn im Schoß. Er ist erkältet, aber die Kraft reicht nicht zum Husten. Mit großen, großen Augen sieht er die Mutter an. Am Morgen ist er tot. Mutter weint fassungslos. Ihr war dieses letzte Kind wie ein Gnadenzeichen Gottes in dieser Welt voller Blut und Tränen gewesen. Die Verwandten aber sagen unter sich und lassen es die Eltern merken: "Gott sei Dank! In den heutigen Zeiten noch ein Kind aufziehen. Es ist gut so." Mein Vater vergräbt sich in sich selbst: Der Zusammenbruch des Vaterlandes grißt an seiner Seele. - Acht Tage nach dem Begräbnis sitzt Mutter in der Straßenbahn. Die "alte Lissauer", Mutter von Ernst Lissauer, dem Dichter des berühmt-berüchtigten "Haßgesang gegen England", steigt zu. "Haben Sie Trauer?" "Mein Kind ist gestorben." Und dann gleichsam entschuldigend: "Freilich, es ist nur vier Wochen alt geworden." Die alte dicke Jüdin aber fährt auf: "Ach was, Kind ist Kind." Keiner hat den Jammer der Mutter damals mitgetragen - aber die Jüdin, die hat ihn verstanden. Das ist ihr nie vergessen worden.

Erfurt 1925. Meines Vaters Schule feiert ihr 50jähriges Bestehen. In der Festversammlung überbringen die Vertreter der Behörden und Organisationen ihre Grüße. Jetzt kommen die drei Konfessionen. Zuerst der Superintendent. Ein glänzender Verwaltungsmann. Die Kurze Rede ein Muster. Er weiß, daß er gut sprechen kann. Dann der Domherr. Er erscheint wie ein schlauer Fuchs, auch äusserlich. Man sagt ihm eine erfolgreiche Propaganda unter Nichtkatholiken nach. Sehr verbindlich, sehr liebenswürdig. Zuletzt der Rabbiner Schüftan: Mit seiner gelblichen Hautfarbe, dem schwarzen Spitzbart, der gebogenen Nase wirkt er als ein Fremder. Aus seinen Augen spricht große Klugheit. Aus seinen Worten ein bescheidenes Herz. - Nachher sage ich zu meiner Mutter: "Wenn ich jetzt sterben müßte - weißt du, w e n von den Dreien ich bitten würde, an mein Sterbebett zu kommen?" Sie lächelt nachdenklich: "Den Rabbiner?" "Ja."

Erfurt 1930. Mutter hat die Frau des Rabbiners eingeladen. Sie kommen auf das Alte Testament, sprechen von der Urgewalt seiner herrlichen Sprache, von seiner Schönheit und Wucht. Mutter: "Und am liebsten sind mir die messianischen Weissagungen." "Ja, auf den Messias, auf ihn warten wir." Beide schweigen. Schließlich sagt die Christin: "Und wir glauben, daß er gekommen ist." Die andere erhebt sich sofort und verabschiedet sich förmlich und kurz. Der Graben ist sichtbar geworden, an dem sich die Geister scheiden. Aber sind die Juden nicht über anderthalb Jahrtausende im Namen des Messias Jesus verfolgt worden - von uns, den Christen?

März 1931 in Prag. Wir gehen eines Freitags Abend in die uralte Synagoge. Sabbath Anfang. In dem dämmrigen Raum stehen die Männer in Gruppen beieinander, Hüte auf dem Kopf, sich eifrig unterhaltend. An den Gebärden und am Mienenspiel glaube ich zu erkennen: Sie sprechen von Geschäften. Die Frauen sitzen unsichtbar hinter Gittern. In der Mitte der Vorbeter, eintönig nasebind. Ab und zu erhebt er die Stimme, dann unterbrechen alle ihre Unterhaltung und fallen ein. Nachher, am Ausgang, steht der Rebbe und grüßt einen jeden: "Schabbeth, Schabbeth." Wir gehen hinaus: Was ist das für ein Volk, rätselhaft zäh durch die Jahrtausende dauernd? Steht über dieser Dauer ein "Muß"?

November 1935 in Frankfurt am Main. Ich suche einen Papierladen, trete ein. Die alte Verkäuferin schrickt von ihrem Buch auf. Offenbar eine Jüdin. Während ich auswähle, frage ich: "Darf man wissen, was Sie lesen?" Sie reicht mir es verschämt - zögernd über den Ladentisch: Eine zerlesene Felddausgabe des Alten Testaments für die jüdischen Soldaten 1914. "Ich lese dies Buch täglich, ich bin evangelischer Pfarrer." Nun faßt sie Vertrauen, erzählt ihr Schicksal: "All dies Unglück haben wir ver-

dient. Gott hat uns zu Recht gestraft." Ich horche betroffen auf: "Warum?" "Weil wir seine Gebote nicht gehalten haben. Jetzt müssen wir umkehren." Ich staune. "Sehen Sie, zwanzig Jahre lang hat mein Chef, auch einer von unseren Leuten, sein Geschäft am Sabbath nicht geschlossen. Ich hab' ihm gesagt: 'Es ist nicht recht, was Sie tun.' Aber er hat nicht gehört und ich bin geblieben. Nun ist das Unglück dafür gekommen. Aber ich weiß was ich tue. Ich hör' bald hier auf und lebe vom Ersparnen und halte den Sabbath dann." Ich gehe wie benommen heraus. Was ist der fanatische Versuch, das Kreuz durch das Hakenkreuz zu ersetzen, anderes als Verwerfung der Gebote?

Frühjahr 1936. Ich komme zu Besuch nach Hause, zur Mutter nach Erfurt. Sie hat seit kurzem einen Schüler in Pension, Sohn eines Fabrikdirektors: Blond, guter Sportler, blauäugig, klug. "Der arme Junge", sagt sie, "Wa-rum?" Seine Mutter ist Jüdin, traut sich nicht mehr auf die Straße. "Neulich habe der Biologielehrer, der wie alle in der Schule keine Ahnung hat, ihn der Klasse als Typ des "nordischen Menschen" vorgeführt. Hohnvoll hat er es meiner Mutter berichtet. Seine Schwester hat ihre Verlobung aufgelöst: Ihr Verlobter erhielt keine Stelle mehr, wenn er sagte, daß er mit einer "Halbarierin" verlobt sei. Einmal sagt er: "Ich werde nie offen gegen das "Dritte Reich" kämpfen, aber immer leise bohren, damit Steinchen für Steinchen abbröckelt." In diesem Augenblick ist der offene Junge, sozusagen normales Produkt der Hitlerjugend, anscheinend, geradezu unheimlich. In den Ferien erlebt er wieder das Elend zu Hause. Seine Schwester wird nach zwei Jahren "Hausdame" ihres einstigen Verlobten. Sie dürfen ja nicht heiraten.

Darmstadt 1936. Ich sitze dem NS-Studentenbundsführer gegenüber, will an der Hochschule einen Evangelisationsvortrag halten. Er scheint nicht abgeneigt, die Genehmigung zu erteilen, obwohl er aus der Kirche ausgetreten ist. Aber er will einmal ein "streng christliches" Mädchen heiraten. Als ich erstaunt zurückfrage, meint er fast schwärmerisch: "Die haben Eisen im Blut." An geistiger Auseinandersetzung hat er offenbar Freude. Stolz sagt er: "Mein Blut ist mein Gott." Ich frage ihn, was das praktisch bedeute? "Na, wenn ich z.B. nachts im Wald einem Juden begegnete, würde ich ihn umbringen." Ich bin ratlos: "Wieso?" "Das sagt mir mein Blut." Und seine Stimme ist Gottes Stimme." "Und die Gesetze des Staates?" "Das Blut geht vor ihnen." Und der Wille der Regierung?" "Gott ist größer..." Mein Vaterland - wohin treibst du? - Er hat dann die Genehmigung schließlich nicht erteilt.

Sommer 1936 in Magdeburg. Als "Illegaler" Vikar der Bekennenden Kirche habe ich vertretungsweise einige Wochen Konfirmandenunterricht zu erteilen. Die Mädels machen keine Schwierigkeit. Eine Professorentochter ist besonders klug und verständig, eine Freude. Über ihrem Gesicht liegt eine geheime Trauer. Bald erfahre ich, warum ihre Eltern in Indien leben müssen: Ihre Mutter ist Jüdin. - Die Jungens sind fast noch eifriger dabei. Kein Wunder: Wir lesen 1. Mose in Auswahl. Nur einer sitzt verbissen da, macht nicht mit. Einmal aber explodiert er, als ich frage: "Was sagt man heute in der Öffentlichkeit gegen Abraham, Isaak, Jakob und dessen Söhne?" Er meldet sich. Endlich! "Nun?" "Joseph hat die Frau des Potiphar geschändet." Setzt sich trotzig-stolz, im Gefühl, es dem Pfaffen gegeben zu haben. Die anderen sind stumm. Was tun? Am besten, den Stier bei den Hörnern zu packen: "Na, die Geschichte wollen wir gleich zusammen lesen. Schlagt auf Kapitel 39." Ich lasse die Geschichte für sich selbst zeugen. Frage dann nur den Tatbestand ab und vergleiche ihn mit der Behauptung von vorhin. Stelle fest, daß es nur einen Bericht über Joseph und Potiphars Frau gibt. "Woher hast du deine Behauptung?" "Das sagt der Stürmer!" "Der einzige, uralte Bericht sagt aber das Gegenteil. Was folgt da-rauß?" Eine Reihe meldet sich, zögernd, dann entschlossen. Einer, mein klügster Schüler, strahlt: "Der Stürmer hat gelogen." Wie er löst freut sich der ganze Haufe. Diese Generation steht dem Nationalsozialismus schon kritisch gegenüber. - Nach der Stunde spreche ich mit

dem Stürmerleser. Allmählich taut er auf: "Mein Vater gibt mir seit einem Jahr alle Woche den 'Stürmer' in die Hand." Fanatisch klammert sich der Junge dran: "Der Stürmer sagt immer die Wahrheit." - So ist nun die Lage: Kriegt der Vater diese Stunde in den falschen Hals, so wird die Geheime Staatspolizei sich ~~am~~ interessieren. Sei's drum. Aber es bleibt alles ruhig.

Berlin 1937. Meine Großmutter ist krank, ich soll sie noch einmal besuchen. Obwohl an die neunzig Jahre, hat sie bis vor kurzem gern das Kino besucht. Eine Berliner Bürgersfrau der alten Sorte: Fleissig, tüchtig, fortschrittsgläubig. In die Kirche kam sie seit Jahrzehnten wohl nur bei Hochzeiten und Beerdigungen. "Feine Leute gehen nicht mehr in die Kirche", soll sie schon um 1890 zu ihrem Dienstmädchen gesagt haben, das den Gottesdienst besuchen wollte. Zu meinem Beruf hat sie kein inneres Verhältnis. An ihrem Krankenbett treffe ich einen Berliner Rechtsanwalt, Familienfreund der Verwandten. Als er hört, daß ich Pfarrer und in der Bekennenden Kirche bin, freut er sich: "Ich gehöre auch dazu." Nanu, da s am Bett meiner Großmutter? Unerwartete Begegnung! Er ist Halbjuden. Die schweren Jahre haben ihn zur Bibel und in die Gemeinde Dahlem geführt, wo Martin Niemöller predigt. - Frühjahr 1939 sehe ich ihn zum letzten Mal: Kurz vor der Auswanderung nach London. Die beiden Kinder haben Freiplätze in dortigen Internaten erhalten, seine Frau eine Stelle als Dienstmädchen, er als Bürokrant. Ihre Möbel dürfen sie mitnehmen, soweit sie den Erwerb vor einem bestimmten Stichtag nachweisen können. Von Anzügen, Wäsche, Schmuck, Silberbestecken nur einen kleinen Teil. Der Abschiedsschmerz liegt auf den vier Gesichtern: Daß sie ihr Vaterland verlassen müssen, das ihnen die Existenz nimmt. Er ist Teilnehmer des ersten Weltkrieges, trauert um Deutschland, über dem er die apokalyptischen Reiter sieht. Und in allem Jammer: Kein Wort der Bitterkeit, des Hasses, der Rache. - Trostlos bin ich gekommen, getröstet scheidet er.

Anfang November 1938 in Halle. Mein Onkel besucht uns, einer der ersten, den wir nach unserer Hochzeit im September empfangen. Er kommt aus Berlin, wo er - Schweizer Diplomat - in der Reichskanzlei zu tun hatte. Er ist hastig und vervös. "Betet, daß der in Paris am Leben bleibt. Wenn er stirbt, bricht der Sturm los. Es wird grauenhaft." Stunden später stirbt der deutsche Diplomat v. Rath, der von dem Juden Grünspan angeschossen worden war, wohl aus Rache für Verfolgung seiner Eltern.

10. November vormittags: Ich gehe durch Halle's Straßen und kann es nicht fassen: Das ist also mein Vaterland, wo unter den Augen der Polizei zerstört, geschlagen, verhaftet und gemordet wird vom Pöbel - auf geheime Anweisung der Regierung! Vor den Zeitungsaushängen staut sich die Menge, liest die Leitartikel über das Geschehene: Die Juden sollen 1 Milliarde Mark als "Sühne" zahlen. Die einen sind kalkweiß im Gesicht und schweigen. Ein paar Jüngere lachen: "Recht so, immer schröpfen." Ich erfahre: In Erfurt wurden verhaftete Juden nachts zuerst verprügelt, bevor man sie nach Buchenwald brachte. In Leipzig sind sie in den Fluß getrieben, etliche ertrunken.

Am nächsten Tag sage ich zu meiner Frau: "Ich halte das nicht mehr aus. Ich besuche sie nun." Wir sind jung verheiratet. Ich habe als Studentenamtsleiter der Bekennenden Kirche keinen Gemeindebezirk, in dem mir die Gestapo "Seelsorgebesuche" zubilligen würde. Meine Frau sagt einfach: "Geh!" Beim ersten zerstörten Geschäft, Wanner, in der Ludwig Wuchererstr. mache ich Halt und gehe die Treppen hinauf: "Wanner". Nach dem Läuten ein Hin- und Herlaufen, ein paar Augen sehen durch den "Spion". Ein Schreckensschrei! Natürlich: Im hellen Strassenmantel und Hut sehe ich nicht pastoral aus, eher wie ein Gestapobeamter. Eine zitternde Frau öffnet dann. "Haben Sie keine Angst. Ich bin evangelischer Pfarrer und komme um Ihnen zu helfen, soweit ich kann." Ihre Nerven versagen. Ein hemmungs-

loses Weinen. Ja, auch ihren Mann haben sie nachts mitgenommen, in Unterhosen. Nie wird sie die Szene vergessen. Nein, sie hat z.Z. noch Geld, aber sie bittet mich, Fräulein Cohn zu besuchen.

Ich ^{gehe} weiter. Eine schickt mich zur anderen. Von den Wannern zu Cohn, den Baumanns, den Müllers, zu Weinzeigs, zu Baden, zu Fürth, zu Katz und wie sie alle heißen. Wir leben von nun an in einer Schar der Entrechteten und Verfolgten, werden Tag und Nacht ihre Erzählungen nicht los mit den grausigen Bildern. Nach einem Vierteljahr kommen ja die Männer zum Teil wieder, oft nur, um dahin zu siechen und zu sterben. Einige haben Geld nötig. Ich beginne unter Bekannten zu sammeln. Die Reaktion auf eine solche Bitte ist verschieden. Ein Kollege, Pfarrer der Bekennenden Kirche, ist fast empört: "Mischen Sie sich nicht in Dinge, die Sie nichts angehen." "Ja, w e n gehen sie denn an?" Darauf weiß auch er keine Antwort. Die meisten aber machen mir Mut.

In diesen Tagen habe ich Angst. Vor zwei Wochen hat mir meine Frau ^g gesagt, daß wir uns auf unser erstes Kind freuen dürfen. Jetzt aber steht die nächste Predigt - ich habe selten zu predigen - wie ein Berg vor mir: Donnerstagabendgottesdienst der Bekennenden Kirche von Halle, der sowieso bespitzelt wird. Donnerstag - das sind nur noch ein paar Tage, nachdem die Synagoge in Schutt sank. Welchen Text predige ich? Muß ich nicht herausschreien: "Das fünfte Gebot lautet, 'Du sollst nicht morden!'"? Gibt es etwa eine andere Möglichkeit, als so zu verkündigen? Habe ich nicht immer ein Grauen gehabt vor diesen "zeitlosen" Reden, die "nur Evangelium" bringen wollten und in Wahrheit aus dem lebendigen Wort Gottes, der uns h e u t e ruft, eine saft- und kraftlose erbauliche Theorie machten? Habe ich nicht manches Mal, im Innern höhnend, auf sie herabgesehen: "Weil Ihr Angst um Eure Ruhe, eure Sicherheit, eure Stellung, eure Freiheit habt!"? Und was bin i c h jetzt? Ein Bündel Menschenfurcht. Wer hilft? Die Kollegen? Die einen scheinen die bedrängende Frage nicht zu spüren, die anderen ziehen sich in sich selbst zurück und schweigen. Keiner kann mir helfen. Meine Frau und meine Mutter, ja, die werden zu mir stehen, äusserlich und innerlich, was mir auch geschehe, aber sie können mir auch nicht sagen: "Das und das mußt Du sagen." Dagegen höre ich den Chorus der Frommen schon: "Warum denn nur immer so scharf...Lassen Sie doch das Politische...Sie verbessern die Welt durch ein Predigt auch nicht...Sie machen sich und Ihre Frau unglücklich!" Aber wann diese Stimmen ertönen, so sehe ich "die anderen" vor mir, deren Verzweiflung, deren Tränen, deren Jammer ich fast täglich miterlebe. Einige werden im Gottesdienst sein.

Ich habe dann über das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter gepredigt. Mein Kollege, dem ich die Predigt vorher gab, lehnte jede Verantwortung - er war der zuständige Pfarrer für die Kirche, in der die Bekennende Gemeinde sich versammelte - ab. "Sie gefährden uns nur" - wenige Jahre später wanderte er für zwei Jahre in ein Konzentrationslager - und: "Ich war schon als Student Antisemit". In der Predigt hieß es etwa: "So müssen wir, jeder Christ, heute Besuche machen und uns derer annehmen, die jetzt unter die Räuber und Mörder gefallen sind. Besuche, die wir bisher nicht zu machen pflegten." Die Christen wußten, was gemeint war. Die Gestapo aber blieb ruhig. Vielleicht hatte sie mit einer deutlicheren Sprache gerechnet und uns wiederum mehr Christenmut zugetraut, als ich besaß. - Später erfuhr ich, daß Pastor von Jan in Oberlenningen/Württemberg über das fünfte Gebot mit Nennung des Mordens und Raubens unter uns am 9./10. November gepredigt hatte. Zwei Tage darauf schlug auswärtige SS ihn so zusammen, daß er für Monate in einer Klinik gepflegt werden mußte und nie wieder dienstfähig wurde! Auch wurde er zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Ein anderer, mir heute befreundeter Pfarrer, bekam aus gleichem Grund zehn Monate Gefängnis, nachdem er verprügelt worden war.

5
Wohl habe ich viel Angst bei meinen Besuchen ausgestanden, aber ich muß gestehen: Wie viel Freundlichkeiten, ja wie große Hilfen hätten meine Frau und ich nicht erfahren, wenn wir der Angst nachgegeben hätten! Eine treue Freundin wurde uns die Konrektorin a.D. Rosa Cohn. Die 70jährige ehemalige Lehrerin war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, Christin geworden. Ihre Familie, jüdisch-orthodox, hatte über sie die Totenklage gehalten: Fortan war sie für alle Verwandten "tot". Der Rabbiner hatte gegen die Abtrünnige gepredigt. Sie war so geachtet und geliebt bei ihren alten Schülerinnen, daß sie nach den Geburten unserer Kinder 1939 und 1940 meiner ^{Frau} ~~Braters~~ et was Stärkendes und Kräftigendes ins Haus brachte. "Aber Fräulein Cohn, das kann ich doch unmöglich annehmen!" "Lassen Sie, meine Schülerinnen sorgen schon für mich." Wenn wir sie einluden, war Festtag für sie. Sie hatte immer nur Angst, wir könnten ihretwegen in Schwierigkeiten geraten. Mit Mühe konnten wir sie bewegen, die Bibelstunden, an denen sie große Freude hatte, weiter zu besuchen: "Ich gefährde Sie." Ihr Geist war - jüdisch- scharf und vielseitig interessiert. Ihr Vermögen bestand in Möbeln, achthundert Reichsmark und in ihrer sehr ausgesuchten kostbaren Bibliothek, in der deutsche und ausländische Autoren - vor allem ihr geliebter Goethe- in Feinlederausgaben prunkten. Aber sie las täglich darin und wußte geschickt darüber zu reden. Man ging von ihr immer klüger weg, als man gekommen war.

Ende November 1938 besuchte uns meine Mutter. "Ich soll Dir einen Gruß aus Erfurt bestellen, rate von wem? Von der Frau des Mannes, den Du einmal an Dein Sterbebett rufen wolltest." "Von Frau Schüftan? Wie kommst Du denn mit d e r zusammen? Das hast Du doch seit einigen Jahren nicht mehr getan." Sie antwortete kurz: "Junge, sie soll wissen, daß man ihrer auch in ihrem Jammer gedenkt. Ich konnte nicht anders." So war meine Mutter: Ihre Nerven zitterten bei der Vorstellung möglicher Folgen, aber sie mußte tun, was ihr Recht erschien. So besuchte sie die wackere Frau regelmäßig in den Abendstunden: Frau Schüftan wanderte nämlich nicht aus und blieb in Erfurt, um an der Stelle ihres schon verstorbenen Mannes für den Rest der jüdischen Gemeinde zu sorgen. Als meine Mutter, noch vor Kriegsbeginn zum Missionsfest nach Basel fuhr, nahm sie etwas Wäsche für den Sohn mit, der in Jerusalem studierte. Der Basler Rabbiner staunte nicht wenig über d i e s e n Besuch aus "Dritten Reich"! - Als ich wenig später öfters mit dem vom Staat eingesetzten Chef der jüdischen Zwangsorganisation in Halle, Herrn Hirsch, zu tun hatte, ließ mir Frau Schüftan sagen: "Ich warne Sie vor diesem Mann. Er ist ein schlechter Mensch. Hüten Sie sich vor ihm!" Sie sollte leider Recht behalten. - Zuletzt ist sie in Polen verschollen wie so viele.

An unserer Universität studiert eine Theologin, die wie das Urbild eines "deutschen Mädchens aussieht. Nur wer ihren "Webfehler" im Stammbaum kennt, sieht das jüdische Erbe. Sie ist mit einem "Arier" verlobt, einem Landwirt. Im Dezember 1938 kommt sie von einem Besuch bei ihren jüdischen Verwandten in Nürnberg zurück: Als die SA sämtliches Mobiliar zum Fenster hinaus warf, riss einer auch ein kleines Ölbild von der Wand. Ihr Onkel bat: "Lassen Sie. Ich schenke es Ihnen. Es ist ein echter Dürer." Schon lag es auf der Straße! - Noch vor Kriegsausbruch fuhr sie mit ihrem Verlobten 1939 nach London, ließen sich nach zehn Tagen Aufenthalt dort vor dem deutschen Konsul trauen: Es war die einzige Möglichkeit zu heiraten. Im "Reich" ging es längst nicht mehr.

Sommer 1939 in Halle. Der Kollege- jener Antisemit- schickt mir einen im ungelungenen Deutsch an ihn gerichteten Brief aus dem Büro Grüber-Berlin zu und fügt hinzu: "Bitte gehen S i e zu der Frau, da Sie sich dieser Probleme besonders angenommen haben." In diesem Brief bittet eine, im Büro Grüber angestellte Mitarbeiterin aus England, sich einer Frau Frankenstein anzunehmen, die mit einem Juden verheiratet ist, der aber auswandern mußte, nach Schanghai. Frau F. ist krank. Eine der vielen Tra-

gödien entrollt sich: Der Mann seit November 1938 Monate im Konzentrationslager. Dann freigelassen mit dem Befehl: Auswandern binnen vier Wochen. Ohne Einreisevisum kann man nur an eine einzige Stelle in der Welt fahren: Zur internationalen Stadt Schanghai. Mit seinem sechszehnjährigen älteren Sohn zieht er dorthin und vermehrt die Schar der dortigen weißen Proletarier. Vor kurzem ist auch der zweite Sohn nachgefolgt. "Bis 11 Uhr vormittags hatte ich immer noch nicht den letzten der vielen nötigen Stempel auf den Papieren. Der Gestapobeamte machte Ausflüchte. Endlich verstehe ich! Leere mein Portmonnaie vor ihm aus: 80,-Mark. Sofort hatte ich den Stempel, es war 11 Uhr 20. Um 12 Uhr winkte ich meinem Jungen im Hamburger Zug nach. Das war der Abschied. Später will sie den Ihren folgen, sobald der Mann sie ruft. Aber der Krieg kam schneller.

Eines Tages sagt mir Fräulein Cohn: "Besuchen Sie doch mal Herrn Wein-zweig." Er ist gelähmt. War Buchhalter bei dem großen Landwirt Wenzel (letzterer wurde wegen Teilnahme an der Verschwörung vom 20. Juli 1944 hingerichtet), der ihm eine anständige Pension zahlt und auch noch ab und zu besucht. Aber aus seinem großen Bekanntenkreis lassen sich jetzt nur noch wenige sehen. - Der alte, feine Jude empfängt mich ganz mit den Sitten und Höflichkeiten der alten Zeit. Er ist kein Christ geworden, ist aber auch kein orthodoxer Jude mehr, sondern Goethemensch. In ihm lebt die Welt der deutschen Dichtung und Philosophie. Das Leid der vielen und die Lähmung beider Beine haben ihn, den Großkaufmann, innerlich gereift und vergeistigt. Unsere Begegnung ist ja etwas seltsam, uns trennen Welten: Religiös, politisch, altersmässig, national. Aber das schlicht Menschliche führt uns zusammen. Als er meine Frau kennen lernt, merkt er sogleich, daß sie schüchtern ist und schwer aus sich heraus kommt. Es dauert nur kurze Zeit, dann hat sie ihm gegenüber ihre Befangenheit abgelegt: "Humanität" wurde von ihm gelebt. Immer wieder ringt dieser Mann mit der "Warum"- und "Wozu"-Frage. Es erleichtert ihn, einem Nichtjuden wenigstens all seinen Gram und seine Bitterkeit sagen zu können. Dabei sieht er sein eigenes Volk scharf und klar: "Ein großer Teil von uns hat selbst diesen Sturm gerufen." Ein anderes Mal - es ist 1941 geworden - als wir über die Zukunft sprechen und das Ende für unser gemeinsam geliebtes Deutschland kommen sehen, flüstert er erschüttert: "Mir graut es vor der Rache meiner Stammesgenossen", die bekanntlich dann aber nach 1945 nicht erfolgt ist, im Gegenteil! - Sein Sohn hatte 1938/39 drei Monate im Konzentrationslager gesessen und war nach seiner Entlassung und Ausheilung nach England emigriert, die Tochter nach Italien. Manchmal fragte er mich, den christlichen Pastor, nach dem Inhalt der Hebräischen Bibel. Bei meinen Versuchen ihm zu antworten, merke ich: Wer sich die Botschaft des Alten Testaments sagen läßt, kann weder Jude bleiben noch Antisemit werden, wie das die Christenheit seit mehr als 1500 Jahren getaß hat. - Ende 1941 stirbt er im Evangelischen Diakonissenhaus, das ihn "trotzdem" noch aufgenommen hat. Seine Witwe wird nach Theresienstadt deportiert, kam mit dem Leben davon (s.u.) und fand ihre beiden Kinder in London wieder.

"Baden" - vor mir steht ein Mann, dem jeder den einstigen preussischen Offizier der alten Schule ansieht. Kümmerlich haust er mit seiner "arischen" Frau in einer Stube in einem sog. Judenhaus, wo nur Juden wohnen dürfen. Er zeigt mir seine Erinnerungsstücke: Auch das Eiserne Kreuz 1. Klasse und seine Ernennungsurkunde zum Offizier von 1915: "Ich war der erste Offizier mosaischen Glaubens in der Deutschen Armee." Daß dieser ein redlicher Mann ist, sieht man auf den ersten Blick. Warum ist er nicht zum Vorsitzenden der jüdischen Zwangsvereinigung ernannt worden? Die Gestapo wußte wohl, warum sie Herrn Hirsch nahm! Monate später trennt sich die Frau von ihm, er rät ihr selbst dazu: "Sonst bringen sie Dich mit um." Als einer der ersten wird er nach Polen deportiert.

"Mein Enkel ist nun in der Hitlerjugend" - die vornehme alte Dame mit den wunderschönen weißen Haaren sagt es bitter: "Man ließ meine Schwiegertochter auf die Kreisleitung der Partei kommen und eröffnete ihr, daß ihre beiden Kinder "eingedeutscht" würden. Das Vergangene wolle man großzügig vergessen." Das "Vergangene" - das war die Heirat mit dem Sohn der jüdischen alten Dame, Frau Baumann. Er war ein Diplomingenieur in den Lennawerken, Benzinherstellung aus Kohle. November 1938 kam er ins Konzentrationslager und starb dort ein halbes Jahr später. Mittelsmännern, die sich damals für den klugen und erfolgreichen Wissenschaftler verwandten, erklärte man zynisch: "Er weiß zuviel. Denn können wir nicht ins Ausland lassen." Nun sind seine Kinder, "Halbarier", "eingedeutscht" ! - Als ich Januar 1941 in Leuna arbeiten muß (s.u.) frage ich vorsichtig nach ihm. Das Gesicht des Gefragten, ein alt-er Angestellter, verklärt sich: "Wenn Sie den gekannt hätten! Klug, und immer ein Herz für seine Leute! Aber...." - er bricht ab und sieht sich scheu um, ob keiner uns hört - "den haben sie auch umgebracht."

Ein Mal habe trotz allen Jammers, der auch mit diesem Menschenschicksal verbunden war, herzlich lachen müssen. Ich sollte doch mal zu streng mosaischen Familie Müller gehen und Frau N.N. besuchen, aber nur dann mit ihr reden, wenn ich allein mit ihr sei. Sie wolle nämlich Christin werden, habe aber Angst vor ihren orthodoxen Verwandten. - Der Besuch wird gemacht. Eine alte Jüdin mit recht frischen roten Lippen und blühenden Wangen erscheint. Ja, sie hat schon manche evangelische Predigt gehört. Es ziehe sie zum Christentum, ob sie in die evangelische Kirche aufgenommen werden könne. Übrigens sei ihre Tochter auch an einen Christen verheiratet und selbst Christin geworden. Ich sage ihr, daß es eines, einige Monate dauernden Laufunterrichtes bedürfe. Sie möge das Neue Testament lesen. Mit einem übereilten Schritt sei weder ihr noch der Christenheit gedient. Dann verabreden wir eine zweite Unterredung, dies Mal in meiner Wohnung, um ungestört miteinander reden zu können. - Einige Tage danach erscheint die recht jugendlich wirkende alte Dame, sehr verlegen. Sie drückt und drückt und geniert sich sichtlich. Schließlich kommt's furchtsam heraus: Sie hat es sich inzwischen anders überlegt. "Ich möchte lieber katholisch werden." Denn ihre Tochter ist Italienerin und natürlich katholisch geworden, in Triest, und zu ihr möchte sie so gern ziehen. Als Getaufte hofft sie dort der Vernichtung zu entgehen. - Vergnügt verspreche ich ihr, mich für sie bei dem katholischen Gemeindepfarrer zu verwenden. So hat die Jüdin bewirkt, daß sich die getrennten christlichen Brüder kennen lernen und herzlich zusammen - bei allem Jammer, aus der diese Bitte kam - lachen konnten. - Als ich aber einmal Herrn Hirsch gegenüber ihren Namen in einem ganz anderen Zusammenhang erwähne, fährt er heftig auf: "Die alte Vettel! Was muß sie gehen geschminkt wie eine Junge mit falschem Haar auf der Straße! Natürlich schreit alles hinter ihr her!" Auch sie wurde deportiert - die jeweiligen Transportlisten mußte Herr Hirsch zusammenstellen - und ist irgendwo in Polen gestorben - verdorben, aber nicht bei Gott.

Ab Oktober 1939 wurde ich von der Leitung der Bekennenden Kirche mit der Pfarrverwesung von Beckwitz bei Torgau beauftragt. Meine Familie blieb aber in Halle wohnen. Alle 2,3 Wochen konnte ich sie einige Tage besuchen. So kam ich auch weiterhin regelmässig zu Fräulein Cohn. An einem solchen Besuchstag zeigte sie mir ein Schreiben mit dem Briefkopf "Synagogengemeinde" und der Auflage, bis dann und dann so und so viel "Steuern" an diese Stelle zu zahlen. "Dabei bin ich seit einigen Jahrzehnten Christin und zahle seitdem Kirchensteuer!" An Herrn Hirsch wollte sie sich nicht wenden: "Ihm hat die Gestapo alle Gewalt über uns übertragen. Ich fürchte mich." Ich sage ihr zu, die Sache ohne Namensnennung zu erledigen, zunächst. Also ans Telefon. "Hier Israel Hirsch." "Hier Pastor Hamel aus Beckwitz bei Torgau. Ich erbitte in folgender Angelegenheit Ihre freundliche Auskunft. Ein Mitglied der evangelischen Gemein-

8

de, nichtarischer Herkunft, usw. " "Wie heißt die Dame bitte?" "Das möchte ich nicht sagen, zumal der Name zunächst nichts zur Sache tut." "Dann werde ich gleich die Geheime Staatspolizei anrufen und von ihr den Fall klären lassen. Denn im Kreis Törgau wohnt keine Jüdin nichtmosaischen Glaubens." Nun lege ich mich aufs Bitten und schließlich eröffnet er mir gnädigst, daß der vorgedruckte Briefkopf zu streichen und durch "Reichsbund deutscher Juden, Ortsbezirk...." zu ersetzen sei. Es handle sich um einen staatlich festgesetzten Zwangsbeitrag zu einer Zwangsorganisation, der alle Juden angehören müßten, auch Juden nichtmosaischen Glaubens. - Das war meine erste Begegnung mit Herrn Hirsch. Ich sollte noch andere haben.

Anfang Januar 1941 im Arbeitsamt in Halle. Vor mir ein Amtmann und ein Abteilungsleiter. Sie teilen mir mit, daß ich meinen Pfarrberuf aufgeben müsse und als Arbeiter dienstverpflichtet werde. Als ich frage: "Warum?", blicken sie verleg-en drein. "Dann will ich es Ihnen sagen: Anordnung eines Geheimbefehls der Gestapo" (Nach 1945 kommt heraus: Die Weisung an die Gestapo trug die Unterschrift von Rudolf Heß und betraf alle illegalen Pastoren der Bekennenden Kirche, soweit sie nicht zum Militär eingezogen waren; auch alle Pastorinnen waren betroffen). "Na, wenn Sie es wissen - jawohl!" Der Ältere setzt sich in Positur: "Sie predigen ja noch, daß Christus ein Jude war?" "Natürlich tue ich das. Nach seiner menschlichen Seite war er Jude." "Dann predigen Sie wohl auch noch über das Alte Testament?" Selbstverständlich, es ist der erste Teil der Heiligen Schrift. "Dann dürfen Sie nicht wieder auf die Kanzel. Unerhört." Er wendet sich an seinen Untergebenen: "Neulich kam unser Zwölfjähriger aus der Schule und hat meiner Frau und mir aus dem Alten Testament erzählt. Lauter dolle Schmutzgeschichten." "Darf ich Ihnen mal gleich eine davon erzählen, Herr Amtmann?" Er nickt verblüfft. Und so erzähle ich den beiden Parteiabzeichenträgern die Geschichte von König Davids Ehebruch mit der Frau seines - nichtjüdischen- Hauptmanns Uria und dem Briefmord an Uria und von dem Mann Nathan, der seinem König die Wahrheit über sein Tun sagt: "Du bist der Mann". Und wie David reagiert: "Da fiel David auf sein Angesicht und sprach: 'Herr, ich habe gesündigt.' So erzählt das Alte Testament den menschlichen Schmutz." Gespannt haben die beiden zugehört. Dieses Alte Testament ist ja merkwürdig aufregend. Eine Weile schweigen. Dann sagt der Jüngere etwas zaghaft: "Aber das Alte Testament verherrlicht doch das jüdische Volk." "Was -verherrlichen? Hören Sie, was der Prophet Amos und alle Propheten ihrem Volk entgegen schleudern." Und ich zitiere aus dem Gedächtnis aus ihnen. Der Jüngere antwortet: "Ja, ja, so habens die Juden schon damals getrieben, immer dasselbe Verbrechervolk." In Erregung werde ich heftig: "Was sagen Sie da von den Juden? Wenn ich wissen will, wo gemordet und geraubt, gehurt und Unrecht getan wird, brauche ich nicht erst zu den Juden zu gehen, das sehe ich in meinem Volk auf Schritt und Tritt." Nun wissen sie nichts mehr zu sagen. Endlich fährt sich der Amtmann über die Stirn, als ob er da etwas wegwischen wollte, und sagt: "Also, wir haben Sie nicht zur theologischen Unterhaltung herbestellt, sondern um sie als Tiefbauarbeiter zu verpflichten. Aber wenn Sie uns keine Schwierigkeiten machen und freiwillig beantragen Sie zu verpflichten, erhalten Sie eine gute Stelle als kaufmännischer Angestellter und können sonntags sogar noch amtierem." Eine Woche später fahre ich als zwangsdienstverpflichteter Schichtarbeiter "zur Beobachtung von Manometern" nach Leuna. Dort aber steckt man sich sofort in ein kaufmännisches Büro und läßt mich 14 Monate "u.K." (d.h. unabhörmlich, nicht zum Militär einzuziehen) stellen. Ich kann alle 14 Tage in den Gemeinden bei Zeitz (wo ich zuletzt amtierte) predigen - auch über das Alte Testament.

"Was denken Sie eigentlich über die Juden, Herr Hamel?", fragt der stets lebenswürdige, durch und durch falsche Herr Günter. Wir sind in der Mittagspause im Büro der Bautechnischen Abteilung der Leunawerke versammelt: Günter, mein "Spitzel" - er hat mir selbst gestanden, daß sich der Ortsgruppenleiter der Partei bei ihm über mich erkundigt habe, der redliche Katholik Vetter, der immer noch gläubig-überzeugte SA-Mann Heinrich, der Bürobote Müller und sein Kollege Hornbogen, dessen Kind ich bald taufen soll, die Stenotypistinnen, eine ganze Anzahl mit dem Parteiabzeichen. Alles wartet gespannt auf meine Antwort. Als ich beginne, sehe ich jene andere Schar vor mir, die hört auch zu: Rosa Cohn, Herr und Frau Weinzeig, Frau Wanner, Oberleutnant Baden, Frau Baumann... Es ist ein Seiltänzerakt: Die geringste Unvorsichtigkeit im Ausdruck kann mich der Gestapo ans Messer liefern: Zersetzende Propaganda in einem kriegswichtigen Rüstungsbetrieb. Auf der anderen Seite: Ich kann und darf die Gewissen nicht verwirren, indem ich Unrecht Recht nenne oder zu dem Entscheidenden schweige. So versuche ich zuerst das biblische Zeugnis über das auserwählte Volk zu sagen und bezeuge dann das fünfte Gebot über uns. - Offenbar ist ihnen diese Sprache ungewohnt. Ich appelliere an die Gewissen. Betreten geben sie mir Recht. Das deutsche Volk will die Judenmorde nicht - aber läßt geschehen.

1941 im Sommer: Drei Wochen bin ich "Kurprediger" in Catterfeld bei Friedrichroda im Thüringer Wald. Eine Pensionsbesitzerin, der an Morgenandacht und Gottesdienst in ihrem Hamse lag - der zuständige Pfarrer ist radikaler "deutscher Christ", Nazi - bot meiner Frau und mir eine finanzielle Vergünstigung. So fahen wir voller Freude hin: Drei Wochen wieder nur Pastor statt diffamierter Dienstverpflichteter in Leuna. "Besuchen Sie doch Frau Schubert im Nachbarort. Sie ist Jüdin. Ihr verstorbener Mann war Hotelbesitzer, "arisch". Ihr ist alles genommen, muß in einer Fabrik arbeiten, wohnt in einer ihr zugewiesenen Dachkammer." Wir lernen uns kennen: Ein kleines, verschüchtertes Frauchen voller Leid und Angst - und ihr Sohn dient dem Vaterland im grauen Rock! In die offiziellen Gottesdienste traut sie sich nicht mehr: Die Leitung der evangelisch-lutherischen Landeskirche hat alle Christen jüdischer Herkunft ausgestossen! - Fast drei Jahre später gehe ich, nun Insasse des dortigen Lazarett für Lungenschußverletzte, in Uniform zu der Fabrik, in der Frau Schubert damals arbeitete, und frage nach ihr. Mißtrauisch werde ich gemustert: "Nein, Frau Schubert ist nicht mehr bei uns. Sie wohnt auch nicht mehr hier." Ein weiteres Fragen erübrigt sich. Verdorben-gestorben in Gottes Hände.

Wieder in Leuna und Halle. Wenn ich "Tante Rosa" besuche, wie Fräulein Cohn von unserer Tochter genannt wird, setzt sie mir immer etwas vor, darunter tut sie es nicht. Ein paar Mal auch ein Schnäpschen, so in den kalten Monaten des Winters 1940/41, als ich Leunaarbeiter geworden bin. Einmal hat sie schon Besuch: Ein c.45jähriger, schmalbackiger Herr verzehrt mit großem Appetit ein Mittagessen, was sich die alte Dame vermutlich vom Mund abspart. Sie stellt vergnügt vor: "Dr. med. Pinning" - ihr unmerkliches Augenzwinkern gibt mir einen Tipp: Das ist ja "ihr Arzt", der sie vor Jahren ausgezeichnet und mit Erfolg kuriert hat. Später, als er in finanzielle Schwierigkeiten geriet - er saß zwei Jahre im Gefängnis wegen Abtreibung und darf nicht mehr praktizieren - , borgte sie ihm 600,-Mark, dreiviertel ihrer Ersparnisse. Ich freue mich, ihn kennen zu lernen, und bin nicht schlecht erstaunt, als er gleich den Angriff auf den Pfarrer eröffnet: Gegen das Alte Testament! Ein Judenbuch; Moses ein Volksbetrüger: Trichinenbekämpfung im Schweinefleisch durch religiöse Tarnung, recht geschickt. Von da aus predigt er einen wilden Antisemitismus: Die Juden müßten weg. Erst staune ich, dann empört sich in mir alles: "Das sagen S i e, ausgerechnet S i e?" Aber er ist ein fanatischer Doktrinär, versteht den Hieb nicht, sondern spricht und ist mit hoher Weisheit. Ich sehe verstohlen zu unserer Wirtin: Sie sieht ihn lächelnd und

und gütig an. Als er gegangen ist, sagt sie mir: "Sie haben sich wohl gewundert? Der arme Kerl. Hat Pech gehabt. Hoffentlich kann er mal wieder praktizieren." "Und?" frage ich. "Ach so, Sie meinen seine Reden. Ja, da hat er einen Sparren, einen "spleen" wie die Engländer sagen. Aber wer von uns hätte keinen Sparren?"

Sommer 1941. Gerade unterhalten wir uns, da klingelt es. Fräulein Cohn schrickt zusammen: "Was ist das nun wieder?" Ich öffne. Ein wohlgenährter, großer, sehr resolut aussehender Inspektor vom Wohnungsamt. Er setzt der alten Dame auseinander, daß sie ihre Zwei-Zimmer-Wohnung mit Küche zu räumen und in ein Judenhaus zu ziehen habe. Das alte Fräulein beginnt nervös zu zittern. Ich lege mich ins Mittel, weise darauf hin, daß sie über vierzig Jahre als Volksschullehrerin dem Preußischen Staat treu gedient hat, daß ihr bis jetzt ihre Pension gezahlt wird (wenig auch mit horrendem Judensteuerabzug!), daß sie über 70 Jahr alt ist und daß sie als Christin schlecht in ein Judenhaus paßt, wo sie Unfreundlichkeiten orthodoxer Juden begegnet, die auf als "Abtrünnige" herabsehen. Er entgegnet mit drohendem Polizeiterton: "Wie kommen Sie dazu, sich für eine Jüdin einzusetzen? Wer sind Sie überhaupt?" Als ich mein Inkognito lüfte, wird er freundlicher. Irgendwo ist auch bei ihm der Mensch noch lebendig. Zum Schluß verspricht er sein Möglichstes zu tun. Die Wohnung sei für eine Familie ohnehin zu klein. Ich bringe ihn zur Tür. Als ich zurückkehre, ist Fräulein Cohn in einen Weinkrampf gefallen.

Wochen lang hing das Damoklesschwert des Umzugs über ihr. Ins "Judenhaus" hätte sie ausser Bett, Tisch und Stuhl kaum etwas mitnehmen können "Meine Bibliothek sollen die aber nicht kriegen. Die schenke ich Ihnen hiermit." Ich nehme das Angebot als Leihgabe an, "bis die Hitlerheerschaft vorbei ist." Sie lächelt schmerzlich: "Das erlebe ich nicht mehr." Im Theoretischen werden wir uns nicht einig, dafür im Praktischen. Eines Tages hole ich all die schönen Bücher, für die sie ein Leben lang gespart hat, mit Eilboten ab. Ab und zu holt sie sich ein Buch. Trotz ihrer Freude, daß sie ihren Schatz nun in Händen weiß, die dies Erbe immer hüten werden, war die Weggabe der Bibliothek ein großer Schmerz. Irgendwie war's der Anfang vom Ende.

Ein Herbsttag 1941. Meine Frau empfängt mich abends, als ich von Leuna komme, mit einem traurigen Gesicht: "Fräulein Cohn hat einen Schlaganfall erlitten. Lähmung auf beiden Seiten und Verlust der Sprache. Man hat sie erst nach zwölf Stunden gefunden." Wir hoffen, daß sie im Diakonissenhaus aufgenommen wird. Tatsächlich, das Haus wagt es, die Jüdin aufzunehmen, die doch über Jahrzehnte hinweg um des Herrn Jesus Christus willen aus ihrem Volk ausgestossen ist. Wir besuchen sie regelmässig. Allmählich kommt die Sprache wieder, aber die linke Seite bleibt ganz gelähmt. Und nun kommt ein Schlag nach dem anderen. Eines Tages zeigt sie mir ein Schreiben von Herrn Hirsch: "Anbei überreiche ich Ihnen den für Sie bestimmten gelben Judenstern. Er ist in der Öffentlichkeit gut sichtbar zu tragen... Unter Erwägung des Umstandes, daß ein Krankensaal ein öffentlicher Raum ist, dürfte es in sinngemäßer Auslegung der Polizeivorschrift angebracht sein, den Stern stets gut sichtbar am Nachthemd zu tragen. Ergebenst Israel Hirsch." Nachschrift: "Wegen Rohstoffknappheit ist mit einer weiteren Anlieferung von gelben Judensternen nicht zu rechnen. Das eine Exemplar ist als pfleglich zu behandeln." So ziemlich wörtlich der Text, der sich mir damals tief einprägt. Im Geist sehe ich Herrn Hirsch noch heute vor mir: Stattlich, fett, hinkend mit einem Gesicht, dem man die galizische Herkunft - er lebt seit etwa 1910 in Deutschland - deutlich ansieht, und einem unangenehmen Lächeln, aus dem Leid und Haß von Jahrtausenden sprechen.

Nun wurde ihr die Wohnung genommen. Eilfertig, sehr eilfertig kam Herr Hirsch mit einem Möbelwagen und holte die Wohnungseinrichtung ab, auf seinen "Speicher". Die Bitten der hilflosen Kranken um ein Kissen, ihr Gesangbuch, ihre Bibel und ihren elektrischen ^{Druck} hat er bis zu ihrer Deportierung unter elenden Vorwänden abgeschlagen. Sie hat ihre Sachen nie wieder gesehen. An ihrem Schreibtisch saß bald darauf Frau Hirsch, wie ich feststellen mußte. Sie war mir von unseren jüdischen Bekannten einmütig als "ein wahren Teufel" beschrieben worden. Von aussen war sie eine noch sehr jugendlich aussehende, blonde, liebenswürdige, charmante Halbtalienerin, war als Studentin der Medizin Mitglied der Faschistischen Partei geworden und geblieben. Als ihr Mann Nov. 1938 von der SA abgeholt worden war, ging sie - so erzählte sie mir - am nächsten Tag zur Gestapo mit dem faschistischen Gruß. Als sie ob dieser "typisch jüdischen Unverschämtheit" angebrüllt wurde, zog sie ruhig ihr Parteibuch und ihr Mann wurde sogleich ~~erlassen~~. Ich lernte sie bei Fräulein Cohn kennen. Sie erzählte damals auch den Abschied von ihrer Tochter, die mit elf Jahren über Holland nach London verschickt werden konnte. Fast mit Stolz berichtete sie, daß das Kind beim Anrollen des Zuges aus der letzten deutschen Station gegen einen SS-Mann die Faust geballt und ihm auf italienisch ins Gesicht geschrien habe: "Und dich, verfluchtes Schwein, sehe ich Gott sei Dank nicht wieder."

Endlich mußte Fräulein Cohn das Diakonissenhaus verlassen. Wie man ihr sagte: Als nicht besserungsfähige Pflegebedürftige, die den Knappen Krankenhausrum nicht mehr beanspruchen dürfe. In Wahrheit gaben der gelbe Stern (auch wenn er nicht ans Nachthemd genäht wurde) und ein Schreiben der Gestapo den Ausschlag. Wohin? In's jüdische "Altersheim", einem kleinen Bau am Gertraudenfriedhof, das Herr Hirsch leitete und wo sich der klägliche Rest kranker und hilfloser Juden sammelte. Hier habe ich sie mehrere Monate lang wöchentlich besucht. Ich fuhr dann von Leuna kommend gleich zu ihr hinaus und statt um 18 Uhr erst um 19 Uhr nach Haus. Meine Frau und meine Mutter wagten wir nicht hingehen zu lassen. Wie sie bald herausstellen sollte: Glücklicherweise.

Nun mußte ich auch zu Herrn Hirsch ins Büro gehen. Fräulein Cohn hatte mich zu ihrem Vertrauensmann in allen ihren Geldangelegenheiten gemacht. Wen sollte sie bitten? Zu Herrn Hirsch hatte sie kein Vertrauen. Aber Herr Hirsch wurde mit mir unerfahrenen, geschäftsunkundigen Pastoren nur allzu leicht fertig. Er hatte freilich alle Trümpfe in der Hand, auch das Vertrauen der Gestapo! Als ich das erste Mal kam, diktierte er gerade: "...muß Ihnen leider mitteilen, daß Ihr Herr Gemahl im Konzentrationslager Buchenwald am...an Gehirnschlag verstorben ist. Aus sanitären Gründen ist eine Auslieferung des Toten nicht möglich gewesen, doch ist laut Mitteilung der Lagerleitung für eine würdige Bestattung gesorgt worden...." Das alles diktierte er mit undurchsichtigem Gesicht, eine ausgezeichnete Zigarre rauchend. "Sie können gehen", sagte er dann herrisch zu der verschüchterten Sekretärin, ließ mich in einem Ledersessel Platz nehmen und holte eine kaum angebrochene Kiste von 50 Zigarren - im dritten Kriegsjahr unvorstellbar - und bot mir an. Ich griff - leider - zu und meinte: "Nanu Herr Hirsch, das heute...?" "Die Antwort des deutschen Volkes auf den Judenstern", sagte er gleichgültig. Dann erläuterte er mir die Sachlage: Von der etwa 180,-M netto betragenden Pension blieb nichts übrig. Sie würden für die Pflege im Altersheim benötigt. Taschengeld hinge von seiner Entscheidung ab. Die Möbel würden am besten versteigert, dann könnten mehrere Monate Pflege gedeckt werden. Ausserdem seien ja noch 600,-M Aussenstände und 200,-M in bar da. - Nach vier Wochen hatte er es durchgesetzt, daß er zum offiziellen Vermögensverwalter notariell bestellt wurde. Ich selbst sollte weiterhin in h r Vertrauensmann bleiben. Allmählich sah ich klar, Herr Hirsch machte in diesem Fall und in ähnlichen Fällen ein Bombengeschäft, von dem die Gestapobeamten

Schmiergelder erhielten, und so ein Interesse daran hatten, daß dieser so wertvolle Mitarbeiter erhalten blieb. Herr Hirsch hatte - der Jude - Radio, telefon, fuhr ein Auto - im dritten Kriegsjahr! - und lebte in Saus und Braus. Ich erkannte, daß ich in seinen Augen mit meinem Vertrauen in seine Ehrlichkeit, das ich anfangs noch hatte, ein dummer und verächtlicher Mensch war. Doch änderte sich das, als er merkte, daß ich sein Freiben durchschäte. Da wurde ich ihm unbequem. Aber auch hier wußte er Rat.

"Sie haben sich am...um...Uhr zu einer Unterredung in der hiesigen Dienststelle der Geheimen Staatspolizei einzufinden. Sollten Sie nicht erscheinen, müssen Sie mit Ihrer Verhaftung rechnen." Meine Frau übergab mir diese Zuschrift bleich und nervös. Es waren noch drei Tage Zeit. Als ich diese Vorladung Frau Weinzeig zeigte, sagte sie mit ihrer jüdischen Klugheit: "Das verdanken Sie Herrn Hirsch." Tags darauf mußte ich wieder einmal zu ihm. Meine alte Freundin hatte immer nicht ihre Bibel. Er schlug die Bitte mit leiser Unverschämtheit ab. "Übrigens, da hat vor ein paar Tagen die Gestapo angerufen und gefragt, welcher arischer Herr immer ins jüdische Altersheim kommt. Darf ich Ihnen Ihren Namen angeben müssen." Er beobachtet die Wirkung seiner Worte, aber ich bleibe ruhig. Als ich die Szene Frau Weinzeig erzähle, sagt sie: "Wissen Sie wer wen angerufen hat? Herr Hirsch die Gestapo, nicht umgekehrt."

Begleitet von den guten Wünschen unserer jüdischen und nichtjüdischen Freunde und Bekannten - auch mein Leuna chef, den ich um Urlaub bitten mußte, hatte mich mit dem Satz entlassen: "Kommen Sie wieder, Herr Hamel" in der Aktentasche Nachthemd, Zahnbürste und -pasta u.a.m. ging ich dann in das graue Haus in der heutigen Leninstrasse, das viele nur mit Grauen betrachteten. Einmal hatte ich schon vier Stunden drin verbringen müssen, an die ich nicht gern zurückdenke. Der kleine Subalternbeamte Herr Schade - er hatte mir vor Monaten gedroht, mich im Keller verschwinden zu lassen (1945 nahm er sich das Leben) - setzt heute eine Kondolenzmiene auf: "Eine sehr, sehr ernste Angelegenheit." Und überreicht mir einen abgezogenen Geheimbefehl des Reichsführers SS, nach dem Personen, die mit Juden Privatverkehr unterhalten, samt diesen Juden zu verhaften sind; die letzteren sind sogleich in ein Konzentrationslager zu überführen, die ersteren "gegebenen Falles". "Sie besuchen regelmässig das jüdische Altersheim?" Ich bejahe. Nun donnert er los. Aber es ist, so viel verstehe ich nun schon von dem Geschäft, Theaterdonner. Als das letzte Grollen verhallt ist, weise ich darauf hin, daß ich Pastor bin, diese Besuche also Seelsorgecharakter trügen. Sie gälten einer gelähmten alten Christin, die nicht mehr zu mir kommen könne usw. Das Stichwort "Seelsorge" hilft, darauf hat das "Dritte Reich" die kirchliche Arbeit reduziert! Aber Sie sind doch z.Z. dienstverpflichteter Arbeiter und haben keine Gemeinde mehr. Wer hat denn den Gemeindebezirk als zuständiger Pfarrer?" "Pfarrer Foertsch." Er entscheidet, daß seine Behörde - wenn überhaupt - nur in dessen Besuchen eine seelsorgeliche Handlung erblicken könne. "Mir sind Besuche also verboten?" Da sieht er rätselhaft wie eine Sphinx an. "Verboten ist Ihnen nichts. Aber wenn noch einmal jemand Anstoß an Ihren Besuchen nimmt, nehmen wir Sie in Schutzhaft! Logik der Gestapo! Dann empfiehlt er mir dringend, Leunaangestellter zu bleiben und entläßt mich wie ein gnädiger Pascha.

Mein nächster Gang ist zu Pfarrer Foertsch, dessen Bibelstunden und Gottesdienste Fräulein Cohn regelmässig besucht hatte und den sie auch persönlich gut kennt und schätzt. Im Altersheim war er bisher nicht gewesen. Ich berichte von meiner Unterredung bei der Gestapo. Er merkt natürlich, worauf die Geschichte hinauslaufen wird und schrickt zurück. An der Tür wird das furchtsame Gesicht seiner Frau sichtbar. Ohnehin wird er, der irenische Mann, der aus lauter Vorsicht aus der Bekennenden Kirche ausge-

treten ist, monatlich ein bis zwei Mal auf die Gestapo wegen irgend einer Lappalie zitiert: Kollekten, Haussammlungen, Konfirmandengeschwätz usw. Er ist darüber müde und mürrisch geworden und nun dies heiße Eisen! So sträubt er sich zunächst, bis ich ihm sage: "Wenn Sie diese alte Christin nicht besuchen, werde ich es weiterhin tun, obwohl das nicht lange dauern wird. Die Folgen auf Ihr Haupt." Da entschließt er sich. Er wird zur Gestapo gehen. Schon nach drei Tagen hat sich die Klärung ohne Schwierigkeit erreichen lassen: Man toleriert dort offiziell seine Besuche und so geht er regelmässig zu Fräulein Cohn. Aber er teilt gleichzeitig die Sachlage dem Evangelischen Konsistorium in Magdeburg mit und bittet um Bestätigung seiner Entscheidung. Die von braunen oder furchtsamen Herren geführte Behörde braucht dafür vier Wochen. Dann zeigt er mir lächelnd das merkwürdige Schreiben, in dem es zum Schluß heißt, daß diese Seelsorgebesuche bei Fräulein Cohn zu seinen Amtspflichten gehörten, da "der Führer bisher nichts Gegenteiliges bekannt gegeben habe, so daß es bis auf weiteres dabei bleiben könne."

Fräulein Cohn bleibt bis Herbst 1943 - ab Juni 1942 bin ich zur Wehrmacht eingezogen und nicht mehr in Halle - im Altersheim. Dann verlassen eines Tages die letzten Juden unsere Stadt, unter ihnen das Ehepaar Hirsch und die alte Lehrerin. Auf einer Bahre - wie mir Augenzeugen berichten - wird sie in den Zug nach Theresienstadt getragen. Ihre letzten Worte dabei: "Warum mir das?" Die uralte Hiobsfrage. Die Frage, mit der Jesus stirbt. Ihre Spur verliert sich zunächst in Theresienstadt. Im Sommer 1944 habe ich Gelegenheit, über drei Mittelmänner Nachforschungen nach ihr anstellen zu lassen. Angeblich ist sie dort in ärztlicher Behandlung.

Dezember 1943 treffe ich - Genesender nach einem Lungenschuß - in Friedrichroda eine junge Sängerin, die zu einer Gruppe gehört, die in der Etappe den Soldaten Musikkultur zu bieten und damit die Stimmung in der Truppe zu heben hat. Als sie hört, daß ich Pfarrer bin, erzählt sie mir: Vor einigen Wochen sei ihre Gruppe auch in Theresienstadt aufgetreten, und zwar vor den dortigen SS-Wachmannschaften. Beim anschließenden "geselligen Beisammensein" habe sie neben dem Kommandanten sitzen müssen. Nach reichlichem Alkoholgenuß hätte er ihr sein Herz ausgeschüttet: Es sei schrecklich. Täglich müsse er etwa sechzig Juden "auf natürliche Weise" sterben lassen, durch Verhungern und Krankheiten mit Nachhilfe. Wenn er zu seiner Frau nach Berlin in Urlaub fahre, frage sie ihn, ob er etwa an Judenermordungen beteiligt sei, wie die Leute flüsterten. "Natürlich leugne ich. Es ist furchtbar. Aber der Führer wird schon wissen, warum er so befiehlt. Und so habe ich ein gutes Gewissen!"

Nach dem Krieg bekommt meine Frau einen Brief aus London von Frau Wein-zweig: Sie ist mit 400 anderen KZ-Insassen jüdischer Herkunft im Januar 1945 in D-Zugwagen von Theresienstadt nach Zürich gefahren worden - übrigens auch Ehepaar Hirsch. - Diese Aktion gehörte zu den abenteuerlichen Privataktionen Heinrich Himmlers, der sich in letzter Minute bei den Westalliierten als Passender Nachfolger Hitlers empfehlen wollte mit dem Nachweis: Er trug die Schuld an den Judenmassakern, ich lasse sie ja frei. - Fräulein Cohn, schrieb Frau Wein-zweig, sei durch eine Spritze ermordet worden. -

Bei meinen Besuchen im Altersheim hatte ich eine ehemalige Chemiestudentin, die dort pflegte, kennen gelernt: Ruth Katz. So lerne ich auch ihre Mutter und ihren Bruder kennen. Eines Abends klingelte ich an der Wohnungstür mit dem Davidsstern (Kennzeichen einer "Judenwohnung"). Was liegt auf diesen drei Menschen! Die Mutter, "Arierin", hatte den jüdischen Rechtsanwalt Katz geheiratet und war ihm zuliebe aus der Kirche ausgetreten. Sie erzählt mir: "Und so wollte ich Jüdin werden, es war mir so schrecklich, in punkto Religion nicht mit meinem Mann einig zu sein. Er freute sich über meinen Entschluß." Sie schweigt. "Und sind Sie Jüdin

geworden?" "Ich konnte nicht...es ging beim besten Willen nicht..ich weiß es noch wie heute:Am ersten Weihnachtsfeiertag bestellte mich der Rabbiner zu sich, gab mir eine der mir schon geläufigen Unterweisungsstunden in der jüdischen Religion, die mir sehr gefallen hatten, erklärte den Unterricht damit für beendet. Nur müsse ich ihm noch einen Satz nachsprechen. Er ließ mich aufstehen und sprach mir vor: Verflucht sei Jesus von Nazareth.Und das konnte ich nicht. So wurde ich keine Jüdin, und war auch kein Glied der Kirche mehr."

Es war offenbar eine gute und glückliche Ehe. Ruth wurde 1921, der Sohn 1925 geboren. Beides kluge Kinder, aber was mehr ist: Sie waren so, daß meine Frau einmal nach einem Besuch bei Familie Katz zu mir sagte: "Wenn unser Sohn einmal so wird, wie der Junge hier, dann können wir Gott danken." Obwohl er nun schon drei Jahre lang keine Schule besuchen durfte und zu Gärtnerarbeiten herangezogen wurde, ohne diesen Beruf erlernen zu dürfen, war und blieb er bescheidene und doch innerlich wie äusserlich aufrechte, saubere und lautere Mensch. Über dem künftigen Schicksal der Kinder hing eine dunkle Wolke: Da beide auf Drängen des Vaters in der mosaischen Religion erzogen waren, galten sie nach den Nürnberger Gesetzen und deren Anwendungen als Juden und mußten den Davidsstern tragen. Zur selben Zeit marschierte der junge Baumann in der braunen Uniform der Hitlerjugend! Frau Katz hatte Eingaben über Eingaben gemacht, um die Anerkennung ihrer Kinder als "Halbarier" zu erreichen. Als sie zum Regierungspräsidenten nach Merseburg kam, einem Beamten der alten Schule, sagte der traurig zu ihr: "Wenn ich Ihre Eingabe nur befürwortend weiterleitete, so wäre ich abgesetzt, aber vor allem hätten Sie neue Schwierigkeiten" mit der Gestapo. Es ist alles umsonst." Der Wiedereintritt in die Kirchgemeinde wurde ihr verwehrt: Pfarrer und Älteste hatten Angst. Denn 1934 waren in dieser Gemeinde wegen der Taufe eines Jungen dem Pfarrer die Fenster "spontan" eingeworfen und er selbst auf ein Jahr "zu seinem Schutze" aus Halle "verbannt" worden. Nun fürchtete man Ärgeres. Ruth flüchtete sich in einen fast fanatischen jüdischen Glauben, der nur allzu sehr aus der Angst vor dem drohenden Unheil kam, das seit Jahren drohte. Der Schatten des Vaters war stets gegenwärtig: Man hatte ihn am 10.11.1938 nach Buchenwald gebracht. Nach einem Vierteljahr war er mit zertretenen Nieren zurückgekehrt, um zu Hause zu sterben. Den Kindern droht die Deportation und der Tod. Und dem schönen Mädchen vorher wohl noch Schlimmes. Täglich fürchteten sie die Mitteilung, daß es so weit sei. Die Koffer für die Kinder waren seit Jahr und Tag gepackt. Sollten die Kinder abgeholt werden, wollte die Mutter sich den Tod geben. Die Tochter aber sagte mit verzweifelterm Glaubenstrotz: "Nein, das tue ich nicht, das ist Sünde." Wenn mich ging, las und betete ich meist mit ihnen aus den Psalmen: "Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" Sollte ich christliche Mission treiben? Ich konnte es nicht. Aber die Bibel ließ ich sprechen und Weihnachten 1941 las ich diesen drei Elenden die Weihnachtsbotschaft nach Lukas vor. - Juni 1942 wurde ich Soldat und habe sie nicht wieder gesehen. Zwar kam ich einige Male auf Urlaub nach Halle, aber....: Sie waren in die Judenzentrale zu Herrn Hirsch umquartiert worden, vor dem sie ebensolches Grauen hatten wie die meisten Juden unserer Stadt. Man mußte schon Mut haben, sie als Soldat dort zu besuchen. Warum Priester und Levit im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter scheu und eilends vorbei gehen - sie hatten gewiß gute Gründe--, das habe ich in diesen Jahren an mir, meinen Bekannten und Verwandten nur allzu gut verstehen gelernt. - Die Familie wurde wider alles Erwarten vor dem Ärgsten bewahrt. Die Kinder überlebten in einem Sonderarbeitslager für Halbarier. Nach Kriegsende wanderten alle drei zu Verwandten ihres Vaters aus.

"Besuch doch bitte in Jena eine Studienrätin Eppenstein." Als ich an einem Sonnabend von Leuna statt nach Halle wieder einmal nach Jena fahre, um dort vor der Bekennenden Gemeinde - auch Rizarda Huch habe ich dort getroffen - zu predigen, fällt mir diese schriftlich übermittelte Bitte meiner Tante wieder ein. Nach dem Gottesdienst mache ich mich auf den Weg. Sie wohnt bei "arischen" Verwandten, die eine schöne Villa besitzen. Die Zimmer sind geschmackvoll und kostbar eingerichtet. Das Mädchen läßt mich eintreten: "Einen Augenblick bitte." Und dann steht sie vor mir, eine ideale Verkörperung einer "nordischen" Frau, von etwa 45 Jahren. Hochgewachsen, blond, schmales Gesicht, graue Augen, die mit erschreckendem Ernst in eine dunkle Zukunft sehen. Fast glaubt man, eine Gestalt aus antiken Tragödien vor sich zu haben. Aber dann stimmt es doch nicht: Diese Frau geht dem Tod entgegen nicht heroisch-trotzig, sondern als Getröstete und Geborgene in einem Frieden, den kein Mensch mit seiner Vernunft begreifen kann, der aber unsere Herzen und Sinne bewahren will und wird. Ruhig erzählt sie: "Ich bin aus Potsdam geflüchtet. Sonst wäre ich schon deportiert. Aber hier in Jena lebt mein Bruder. Er ist seit Jahrzehnten als Diplomingenieur bei den Zeißwerken tätig." Als sie mein Erstaunen sieht, fährt sie fort: "Sie staunen? Ja, 1938 wollte ihn die SA auch abführen, nach Buchenwald. Zum Glück waren die Söhne aus der ersten Ehe seiner Frau gerade in der Wohnung, SS-Offiziere. Die haben ihn damals gerettet. Seitdem steht er unter dem Schutz Herrmann Görings. Er ist der Haupterfinder des Entfernungsmessgerätes unserer Flugabwehr, des sog. Kommandogerätes. Er versucht mich hier zu schützen. Aber es wird auf die Dauer schwierig sein." Sie hat Recht gehabt. Doch vorher sehe ich sie in den Gottesdienst-en der Bekennenden Gemeinde. Bei der Adventsfeier an Tischchen sitzt sie - natürlich mit dem gelben Stern- wie eine lebendige Auslegung des Evangeliums neben mir. - Ende 1942 wird sie nach Lublin deportiert, schreibt noch ein, zwei Mal nach Jena: Von Hunger, aber mehr noch von dem Evangelium, das auch im Ghetto lebt und von ihr weiter gesagt wird. Dann verstummt sie. Als ich im Sommer 1943 als Soldat auf Dienstreise einen Tag nach Lublin komme, erkundige ich mich bei der dortigen deutschen Pfarrfrau nach dem Schicksal der Juden. Die junge blonde Frau, eben noch selig im Anblick ihres Kindchens versunken, schrickt auf und antwortet leise: "Das Ghetto ist leer, es lebt keiner mehr von ihnen." Gestorben - verdorben? Nein! Mein Leben lang danke ich ihr für einen Satz, den sie in der ersten Begegnung sagte: "Herr Pastor, ich bin froh, daß es so mit mir gekommen ist. Sonst hätte ich das Evangelium nicht im Herzen verstanden."

Ich besuche eine Kranke. Eine Fremde öffnet, schrickt zurück, atmet erleichtert auf, als ich meine Absicht sage. Es ist Frau Professor Fürth. Sie pflegt ihre nichtjüdische Freundin, besorgt den Haushalt, bemuttert den 18jährigen Sohn - und stiehlt sich wie ein Dieb ins Haus und wieder heraus, um die "Arierin" nicht zu gefährden! Als unser zweites Kind da ist und meine Frau keine Hilfe hat, sagt sie: "Ich möchte Ihnen so gern helfen, aber ich wage es um Ihretwillen nicht. Sie sind so schon gefährdet." Auch den Bibelstundenkreis fürchtet sie in Schwierigkeiten zu bringen oder diesen und jenen zu vertreiben, wenn sie käme. Ihre Wohnung hat sie schon längst verlassen müssen und bewohnt ein Zimmerchen in einem "Judenhaus". Von ihrem Konto darf sie monatlich 100,-M abheben. Eines Tages muß sie zur Zwangsversteigerung ihrer Möbel erscheinen, die auf einen Speicher gebracht worden waren, als sie ausziehen mußte. Sie erzählt mir nachher: "Ich mußte alle Sachen, die in Kisten oder Säcken waren, kontrollieren. Ein letzter Sack kam. Ich winkte ab, umsonst. Ein Stück nach dem anderen kam zum Vorschein: Der Helm meines Mannes, sein Degen, die Offizierschärpe... Die drei Arbeiter wurden still. Zum Schluß eine kleine rohe Holztafel: '2. Batterie'. Sie hing über dem Gefechtsstand meines Mannes in Frankreich. Ich konnte nicht mehr, die Tränen kamen mir. Schließlich brach der eine der Arbeiter das Schweigen und sagte leise: 'Lassen Sie man, das kommt auch wieder anders.' Dann kam die

-16-

Versteigerung und ich erhielt diese Abrechnung von Herrn Hirsch darüber? Sie reicht mir den Zettel: Für eine Dreizimmerwohnungseinrichtung und Küchenmöbel wurden erzielt 189,-Mark. Nach Abzug von 60,-M "Unkosten" wurden auf das Sperrkonto Fürth 129,-Mark überwiesen. - Ich bin starr. Wir leben im Jahr 1942, wo es kaum noch neue Möbel gibt! "Wer war bei der "Versteigerung" zugegen? "Herr Hirsch und einige Herren der Gestapo, die die Möbel ersteigerten." Nun ist allerdings das Rätsel gelöst.

Bald danach zeigt sie mir ein Schreiben von Herrn Hirsch: Sie habe mit ihrer "Umsiedlung" nach dem Osten im nächsten Monat zu rechnen. Das ist das Todesurteil. Ich zwingt sie, mir alle ihre Dokumente zu überlassen, besorge mir ein Empfehlungsschreiben an Herrn Reichskabinettssekretär Dr. Ficker, einer der vier Sekretäre in der Reichskanzlei unter Minister Lammers. Das Schreiben hat seine Mutter geschrieben, Witwe des bekannten Theologieprofessors (Kirchengeschichtlers) Johannes Ficker-Halle. Sie ist eine fromme Frau, wie meine Mutter und Schwiegermutter auch Mitglied der Bekennenden Kirche. Alle Dokumente werden in einem "Akt" zusammen geheftet, vorn ein Bittgesuch von mir, das Leben dieser Frau Fürth zu retten. Im April 1942 - ich bin seit März entpflichtet und noch einmal Pastor ... der Bekennenden Kirche auf Dörfern bei Zeitz - fahre ich nach Berlin. Im Zug habe ich wieder einmal Angst: Ab und zu finden Kontrollen statt. Wenn man meine Aktentasche durchsieht und den dicken Dokumentenband samt Bittgesuch entdeckt! So ängstlich bin ich geworden!

Der Reichskabinettssekretär ist nicht zu Hause, ist im Führerhauptquartier. Aber seine Frau hört mich geduldig an, verspricht ihren Mann zu informieren (den Dokumentenband soll ich da lassen), bevor ich in 14 Tagen wiederkomme. Sie verhehelt mir aber nicht, wie wenig aussichtsreich die Sache ist: "Seit Himmler im Führerhauptquartier anwesend ist, ist nichts mehr zu machen. Alle Juden müssen sterben. Selbst Göring kann seine "Industriejuden" nicht mehr schützen", habe ihr ihr Mann gesagt. Ausserdem wurde ihr Mann vor einigen Wochen selbst von der Gestapo vernommen: Er hatte einen Brief seines Berliner Schneiders an dessen alten Meister in Paris auf einer Dienstreise mitgenommen und in Paris in den Kasten gesteckt. Der Brief fiel der Gestapo in die Hände - der Adressat war Jude, was ihr Mann nicht geahnt habe. -

Nach etwa zwei Wochen reise ich ~~mit~~ zum zweiten Mal nach Berlin und treffe ihn an. Er weiß schon Bescheid und ist kühl, sehr kühl. Immerhin: Da seine Mutter ihn gebeten hat, muß er mich anhören. Ich weise auf folgendes hin: Herr Fürth 1914/17 als Hauptmann an der Front im deutschen Heer, Eisernes Kreuz erster Klasse, schwer verwundet - alles belegt durch Auszug aus der Heeresstammrolle des Dresdner Heeresarchivs vom Jahr 1942! Sie selbst, schon verheiratet, freiwillige deutsche Rotkreuzschwester in Lazaretten 1914/16, das Geburtsjahr ihres ersten Kindes. Der Sohn, seit 1935 (legal ausgereist) Student in London, seit 1939 als Reichsdeutscher im australischen Internierungslager - alles durch neueste Dokumente belegt. Sein Vater, nach 1918 erfolgreicher Diplomchemiker und Professor, 1932 am Leukämie gestorben, den er sich bei der erfolgreichen Forschung zur Geruchlosmachung des Braunkohlebensins zugezogen hatte. Er wie Frau und Sohn bewußte Christen. Alles belegt durch unanfechtbare Dokumente, z.T. aus dem Auswärtigen Amt neuesten Datums über die australische Internierung des Sohnes dort. - Der große Mann blättert nervös in dem Akt, klappt ihn zu: "Ja, ja, die Familie hat sich sehr geschickt assimiliert." In mir beginnt es zu kochen. "Nennen Sie das geschickt assimiliert, wenn... wenn... wenn..?" Er weicht aus: "Die Juden sind unsere Feinde. Wenn die amerikanische Judenschaft 1940 im August nicht Roosevelt beeinflusst hätte, mußte Churchill mit uns Frieden schließen usw. usw." Er redet sich in eine künstliche Erregung hinein. Ich sage: "Wenn man Sie freilich ~~so~~ so misshandelt, wie bei uns seit 1933, braucht man sich darüber nicht

zu wundern." Er fährt auf: "Wie so mißhandelt?" Bei mir läuft die Galle über. Ich erzähle ihm den Transport Hamburger Juden Winter 1941/42 in die Gegend von Leningrad. Ein persönlicher Bekannter (es war - nachträglich sei es vermerkt- der Sohn des Hallenser Pfarrers Gabriel) sei bei der Öffnung der Waggons dabei gewesen. Was noch nicht tot war, sei erschossen worden. Er sagt schneidend mit drohendem Unterton des Mächtigen: "Das sind Greuelmärchen. Davon weiß ich amtlich nichts." "Nein, das sind die Aussagen eines deutschen Offiziers." Er erhebt sich zum Zeichen der Verabschiedung: "Was sind Sie noch nicht Soldat?" "Weil mich die Gestapo vor 1 1/2 Jahren als Arbeiter nach Leuna dienstverpflichtet ließ." "So. Ich hoffe, daß sie jetzt bald Soldat werden. Dann lernen Sie diese Dinge von einem anderen Gesichtspunkt aus zu beurteilen." Seine Frau sitzt stumm im Zimmer. - Während ich zum Anhalter Bahnhof fahre, grübele ich: Ist der Mann nun naiv und weiß nichts von dem Grauenhaften, was die Wissenden krank macht? Aber seine Frau hat mir vor 14 Tagen doch alles bestätigt als Aussage ihres Mannes! Also will er sich nicht daran erinnern lassen. Vermutlich hat er Angst, was ich hinterher hätte erzählen können. Vielleicht, wahrscheinlich fürchtet er auch Abhörgeräte in seiner Wohnung und war entsetzt, als seine Frau ihm von unserem Gespräch erzählt hat. Dann hat er ein glänzendes Theater gespielt - aus lauter Angst. Während er mir doch erzählt hatte, daß er offen frei jeden Karfreitag seinem Chef, Lammers, mitteilt, daß er, der gläubige Christ, dann in den Gottesdienst gehen werde und nicht zum Dienst.- Er wurde 1945 von den Amerikanern verhaftet und mußte in Nürnberger Prozessen als Zeuge aussagen, wurde aber nicht angeklagt. Später wohnte er in Heidelberg. Als ich in den 50er Jahren mehrere Male dort, war ich versucht ihn aufzusuchen. Aber wozu?

Bevor ich Frau Fürth von meinem Mißerfolg berichte, berate ich mich mit dem alten Pfarrer Hoppe. Zwei seiner Söhne sind schon gefallen. Der dritte und letzte, ein Major der Luftwaffe, ist in München, hat seinem Vater geschrieben, daß er sich mit einem Kriegskameraden Hitlers angefreundet habe. Er wird alles tun, was er kann. Vielleicht ist das noch ein Weg, die Frau zu retten.-Aber eh noch der Akt in München ist, ist es zu spät. Der Transportbefehl nach Warschau, ausgestellt von Herrn Hirsch, ist da.

Frau Fürth bittet uns darum, mit ihr und ihrer Freundin in deren Wohnung das Abendmahl zu feiern. Eine seltsame Feier: Für einen unter uns nach menschlichem Ermessen das letzte Abendmahl, am Rande des Grabes. Bald wird sie nicht mehr sein. Aber ist das nicht Menschenlos? Ihre Freundin, schwer herzkrank, ich kurz vor der Einberufung, meine Frau unter den einsetzenden Bombardierungen der Städte - uns, den Sterbenden, verbindet sich der Auferstandene und Lebendige. Nachher gebe ich ihr das Neue Testament, das meine Mutter 1914 meinem Vater ins Feld mitgab: Dünndruck - für die letzten Tage und Wochen ihres Lebens. Sie gibt mir den Abschiedsbrief an ihren Sohn im Australischen Internierungslager. Lukas Barth - bisher an der Oper in Halle als Sänger, Vetter von Karl Barth, geht mit seiner Frau Elisabeth in die Schweiz zurück ("Ich habe nicht Lust, den Zusammenbruch Deutschlands hier zu erleben, als Schweizer") und wird den Brief auswendig lernen: Die Kontrollen sind zu genau. Der Brief ist voller Dank für alles Gute, was sie in dieser letzten Zeit erfahren hat. Lukas Barth will versuchen, das Genfer Rote Kreuz zu mobilisieren. Sie selbst verspricht sich nichts davon. Ihre letzten Worte an uns:

"Aber nicht wahr, Herr Hamel, nicht hassen, nur lieben."



Begegnungen mit Juden: Mit meiner Einberufung zum Militär im Juni 1942 fanden sie ein Ende - dachte ich. Aber es kam ganz, ganz anders. Bisher war ich ihnen in ihrer oder meiner Wohnung, meist in Einzelgesprächen begegnet. Nun begegnete ich ihnen ^{zu} mitunter täglich zu Dutzenden und Hunderten und nur ausnahmsweise ^{den} einzelnen Juden und dann niemals mehr in einer Wohnung.

Einen Vorgeschmack dessen, was da auf mich zukam, hatte ich schon Anfang 1939 in einem Eisenbahnabteil bekommen: Gegenüber sitzt ein biederer Wachtmeister der Polizei, altgedient, noch aus der Weimarer Republik. Wir sind allein im Abteil. Er hat ein redliches, offenes, bekümmertes Gesicht. Wir kommen ins Gespräch. Als er meinen Beruf erfährt, bricht es aus ihm heraus. Er kommt gerade aus Weimar, von Buchenwald. Hat einen Transport verhafteter Juden aus seinem Ort dorthin begleiten müssen, in normalen Personenwagen der Eisenbahn. "Was ich dann vor dem KZ mit ansehen mußte! Kaum waren unsere Häftlinge ausgestiegen und der SS übergeben, schlugen sie mit Gummiknüppeln auf die armen Leute ein: Schneller, schneller, vorwärts, vorwärts! Der zusammengekeilte Haufe staute sich natürlich vor dem schmalen Tor, so daß die Quälerei gerade durch das Getetze noch länger dauerte, das war wohl auch die Absicht. Die Menschen waren sinnlos vor Angst. Und wir standen machtlos bei den Wagen und mußten das miterleben!" Das hatte ich damals erzählen hören - nun sollte ich ^{es} selbst sehen.

Herbst 1942: Unsere Kompanie ist von Leitzsch nach Polen verlegt. Unser Rekrutenlehrgang - Reserveoffiziersbewerber- von etwa 40 Mann ist in Biala Podlaska, in einem großen Haus an der Strasse provisorisch untergebracht. Am ersten Tag gehe ich bei Dunkelheit über die Strasse zu einer Kompaniedienststelle. Na nu? Da liegt ja ein Holzschuh mitten auf der Straße und da noch einer, dort eine Mütze und hier ein Handschuh und - ein Mensch. Ich laufe hin und denke, er ist hingefallen: Ein alter Mann mit weißem Haar, aus einem kleinen Loch in der Schläfe sickert Blut - tot. Ein paar Meter davon steht im dunklen Torweg der Posten. Neben ihm ein Mädchen im Weinkrampf. "Was ist denn hier los?" Er mustert mich und zögert mit der Antwort: "Du bist wohl gerade erst angekommen? Sie haben wieder eine "Aktion" gemacht. Räumung des Ghettos von nichtarbeitsfähigen Männern. Das Mädchen hier, eine Jüdin, hat gerade mit ansehen müssen, wie ihre Landsleute von lettischen SS-Männern vorbeigetrieben wurden. Viele wurden dabei geschlagen. Wer stolperte und hinfiel und nicht mehr weiter konnte, wurde erschossen." Nun sehe ich noch weitere Leichen auf der Straße. - Am nächsten Morgen ist die Straße "gereinigt" - von "arbeitsfähigen" Ghattobewohnern.

Wir werden in das benachbarte Miedzyrzecz Podlaski verlegt, nun in einer Kaserne untergebracht. Wenn wir vormittags auf dem Exerziergelände gedrillt werden, scheuern jüdische Mädchen unsere Stuben. Ein einziges Mal haben wir sie zu Gesicht bekommen, als wir später als gewöhnlich ausrückten und sie schon die Treppen wischten. Während ich hinuntereile, tritt ein Mädchen auf die Seite, um mich vorbei zu lassen. Ich halte an: "Darf ich fragen, was Sie von Beruf sind?" "Ich habe in Leipzig Chemie studiert" antwortet sie mit einem Blick, der durchs Herz geht. Eine Begegnung von Sekunden, die ich nie vergesse. Solange diese Mädchen in den Infanteriekasernen arbeiteten, waren sie vor einer "Aktion" sicher - aber diese Arbeit konnte jeden Tag beendet sein.

In den ersten Tagen mußten noch Doppelfenster in unsere Kasernenstuben eingesetzt werden, von jüdischen Handwerkern; denn in Miedzyrzecz lebten, bis wir Deutschen kamen, unter 14 000 Einwohnern zwölftausend Juden. Natürlich waren auch alle Handwerker Juden. - Wir liegen während der vorgeschriebenen kurzen Mittagsruhe auf den Betten. Die jungen Handwerker sind - so scheint es uns - vergnügt. Wir geben ihnen von unseren Zigaretten und unterhalten uns mit ihnen. Sie erzählen. Ahnungslos frage

ich einen: "Und was machen Ihre Eltern?" "Alle schon durch den Schornstein, an uns wird auch bald die Reihe kommen."

Juden dürfen nur in Kolonne und nur begleitet von jüdischen Polizisten, die mit Armbinden und Holzknüppeln ausgerüstet sind, auf den Straßen erscheinen. Wer einzeln angetroffen wird - alle müssen einen Davidsstern auf ihrer Armbinde tragen - läuft Gefahr, sofort verhaftet und erschossen zu werden. - Ich gehe abends aus dem Soldatenheim, wo wir bei Glück zu unserer schmalen Verpflegung noch einen Teller grauer Nudeln kaufen können, und werde vom Posten vor dem Heim angehalten: "Kannst Du mal das Mädchen hier bis ans Ghetto zurückbringen? Sie arbeitet in der Küche und hat ihre Kolonne verpaßt." Natürlich begleite ich sie. Sie erzählt: Alle Verwandten schon tot. Nun lebt sie von Tag zu Tag. Vorher habe ich gesagt welchen Beruf ich habe. Das weckt ihr Vertrauen. Am Ghettoeingang mit dem Schild "Betreten verboten. Seuchengefahr" trennen wir uns. Ich habe sie nie wieder gesehen. Aber diese kurze Begegnung hatte ein Nachspiel: Wochen später - wieder will ich aus dem Soldatenheim in die Kaserne zurückgehen - hält mich ein älterer Jude an, der auch im Heim arbeitet: "Herr Pfarrer, begleiten Sie mich bitte ins Ghetto." "Natürlich, aber woher wissen Sie, wer ich bin?" Er lächelt fein: "Unsre Leit kennen Sie schon." Er ist Kaufmann. Bei ihm in der Wohnung stand einmal der gesamte Talmud - viele Bände, die er eifrig studierte. Nun war alles vernichtet, seine Frau und Kinder schon ermordet.

Eines Tages kommen einige jüngere jüdische Männer in unsere Kasernenstuben. Sie arbeiten im Kasernengelände, aber auch auf dem Lande und können uns gegen Zigaretten vieles besorgen, was Landser gern haben möchten: Brot - wir hungern nämlich! - Butter, Eier und sogar, vor dem Urlaub, eine Gans für daheim, oder eine Silbermünze als Schmuck für die Ehefrau. Man handelt miteinander, wie es im Osten üblich ist, und einigt sich dann in der Mitte zwischen Angebot und Forderung. Jakob Grünstein ist ein netter Junge von 16 Jahren. Meine Bitte um eine hebräische Bibel verspricht er zu erfüllen. Bald bringt er mir das erste Buch Mose mit hebräischem Kommentar, 1895 in Rußland gedruckt. Ich habe es heute noch. Bevor ich nach dem Preis (in Zigaretten) frage und ein Handel beginnen würde, sage ich: "Jakob, diesmal k e i n Handel. Du kriegst genau die Zahl der Zigaretten, die Du jetzt nennst." So geschieht es. Als ich die Zigaretten (wir bekommen sie in größeren Päckchen) abzähle und die über die angegebene Zahl hinausgehenden herausnehmen will, legt er mir die Hand auf die Schulter und bittet: "Lassen se, Herr Gefreiter." Wir lachen beide und seine Bitte wird erfüllt. Bald verschwinden er und seine Kameraden in den Tod.

Der Kompaniefeldwebel hat befohlen: "Bis Morgen hat alles seinen Haarschnitt auf Streichholzlänge gebracht, Besichtigung." Nach dem Nachmittagsdienst - es ist schon dunkel - suche ich in Stahlhelm und mit Gewehr nach dem polnischen Friseur und klopfe, wie ich meine, an sein Fenster, das zu einem Hof herausgeht. Durchs Fensterglas lugt eine Frau, fährt entsetzt zurück und die ganze Familie in der Stube schreit laut vor Angst: Sie halten mich für einen SS-Mann und denken "Aktion". Ich beruhige sie, der Familienvater öffnet, ich entschuldige mich für das unglückselige Versehen. Was habe ich angerichtet, einfach durch meine Existenz als deutscher Soldat in diesem Land!

Auf unserem Kasernengelände wird ein Brunnen gebohrt. Im Schacht arbeiten zwei jüdische Fachleute, unterhalten sich mit unserem Feldwebel, dem langen Toni Braun, dem Urbayern mit bajuvarischen Grobheiten, einer eisernen Faust, einem goldenen Herzen und aufrechtem Christentum. Er ruft mich heran: "Du, Pforra, waast, was die da unten mir über die Bibel gsogt ham? Wann mir das verfluchte Buch net hätten, gings uns nit so schächt! Sollt' man das glaub'n?" Und kopfschüttelnd geht er weg. Das Geheimnis Israels, des auserwählten Volkes - wer kann es ergründen?

April 1943. Ich liege sechs Wochen im Lazarett in Siedlce. Der Lazarett-pfarrer ist ein redlicher Christenmensch. Ich frage: "Was können wir tun, wir machen uns doch mitschuldig an diesem Morden hier in Polen?" "Als die erste Aktion hier losging, habe ich umgeschallt, den Stahlhelm aufgesetzt und mich zu einem dienstlichen Gespräch beim hiesigen Kommandanten gemeldet. Ich trug ihm^{er}, was geschehen war, und forderte ihn in meiner Eigenschaft als Wehrmachtspfarrer auf, gegen dieses Morden einzuschreiten." "Und"? Er schwieg einige Zeit und sagte dann leise: "Herr Pfarrer, wenn ich unser Gespräch, das ja von Ihnen aus ein dienstliches sein sollte, als ein solches auch nur zur Kenntnis nehmen und protokollieren würde, wären Sie ein toter Mann. Ich kann nichts machen, mir sind die Hände gebunden, die SS kann machen, was sie will."

Zum Lazarett gehört ein großer Park, in dem wir gern herumspazieren. Auf seinen Wegen liegen viele, viele Blätter verstreut und werden von den Winden durcheinander gewirbelt und fliegen durch die Luft: Blätter mit hebräischen Lettern, aus Bibel und Talmud. Bald sind sie vom Winde verweht und werden vermodern, wie ihre einstigen Leser und Eigentümer.

Wieder in Miedzyrzecz. Ab und zu begegnen wir Arbeitskommandos jüdischer Männer. Bevor sich die Züge begegnen, gibt der SD-Mann (Sicherheitsdienstangehöriger) einen scharfen Befehl: "Mützen - ab!" Alle reißen ihre dünnen Mützen herunter und blicken starr gerade aus. Unsere Offiziere dürfen natürlich nicht wieder grüßen. Ein Zug der Sterbenden, der noch auf seinen letzten Wegen entwürdigt wird. Im Vergleich zu diesen Elenden waren die Gladiatoren im alten Rom, wenn sie in die Arena zum Kampf gegeneinander einzogen und den Kaiser mit dem Ruf grüßten "Morituri te salutant" (Die Sterbenden grüßen Dich) hochgeehrte Leute. Aber auch wir sind diesem Zug so unähnlich nicht: Von denen, die vor uns an die Front nach Rußland gingen, leben nicht mehr viele. Der Krieg hat sie verschlungen, der von dem gleichen Mann bewußt begonnene Krieg, der die Ermordung der Juden befahl.

Abends im Soldatenheim. Mehr als hundert hungrige Landser haben nur einen Gedanken: Wird das Essen diesmal für alle reichen oder wird es - wie so oft - nach AbSpeisung eines Teils heißen: "Es gibt nichts mehr"? Draußen regnet es, wir sind mehr oder weniger naß geworden; im Saal ist es feucht und dunstig. Da kommt laut redend ein Betrunkener herein. Es ist der Sanitätsfeldwebel von Miedzyrzecz, ein mächtiger Mann: Er leitet die Sanitätsdienststelle für uns Infanteristen. Von seinen Ehtscheidungen hängt mitunter mehr ab als von denen des Standortarztes, der sich ganz auf ihn verläßt. Aber heute Abend torkelt er den Mittelgang im Saal auf und ab und sinniert mit lauter Stimme: "Ha! Kameraden! Merkwürdiges Leben hier? Nicht? Ganz komisch! Findet Ihr auch? Die Meechen bei uns! Erst f..... wir sie, dann erschießt man sie! Komisch, was?" Immer wieder sagt er seine Sätze über die "Meechen", jüdische Mädchen, die zur Dienstleistung in der Sanitätsstelle eingewiesen sind, dort arbeiten und wohnen und natürlich den Sanitätern ausgeliefert sind: Wenn sie sich weigern würden, wären sie gleich tot. - Mehr als hundert müde und hungrige Landser sind erstarrt vor Grauen. Viele sind ja Familienväter und denken jetzt an ihre Töchter daheim. Man könnte eine Stecknadel zu Boden fallen hören. Endlich verschwindet er zur Tür hinaus.

Ein diesiger Novembermorgen. Wir rücken noch bei Dunkelheit gegen 6 Uhr aus der Kaserne aus, überqueren den Marktplatz (ich schaue gar nicht auf) und marschieren in das Übungsgelände. Gegen 12 Uhr geht es, erschöpft und hungrig, zurück, kaum fähig zu Gedanken, die über die nächsten zwei Pausenstunden hinausgehen. Da hören wir von der Landstrasse her, der wir uns nähern und die zum Bahnhof führt, ab und zu einzelne Feuerstöße aus Maschinenpistolen: Rrrr...Rrrr..Rrrr. Dann sehen wir sie: Ein langer, langer Zug von Frauen in Fünferreihen, dazwischen kleine Kinder. Rechts und links der Frauen alle zehn bis zwanzig Meter lettische SS-Männer, ab und zu ein deutscher SD-Mann. Als wir uns nähern, schweigen die Pistolen: Die Letten und die SD-Leute genießen sich in unserer Gegenwart weiter

nuten im Gegenzug an ihnen vorbei: Ihre Gesichter verzerrt von äußerster Erschöpfung und entsetzlicher Angst. Am schrecklichsten die Mütter, die links und rechts ihre kleinen Kinder an der Hand halten und ihnen beim Marschieren noch zu helfen versuchen, einige tragen ein Kleinkind und wanken dahin. Als wir den Zug passiert haben, wendet sich unser Oberleutnant, der voran reitet, kalkweiß im Gesicht, um und befiehlt: "Aus-schwärmen!". Sonst wären wir auf die Leichen getreten, die auf mehr als 100 m auf der Straße lagen. Immer wenn eine Frau stolperte und liegen blieb, wurde sie erschossen. Nach einigen hundert Metern begegnen wir polnischen Bauernwagen, auf die Polen die Leichen werfen mußten. Zum Schluß ein Wagen voller kleiner Kinder, deren Mütter ermordet worden waren, geschart um eine versteinerte Greisin. Ihr Profil wurde einen Augenblick gegen den Himmel sichtbar, ein Bild, das noch heute vor meinem inneren Auge steht. - Wir schweigen, bis wir in der Kaserne sind.

In unserer Stube sage ich hilflos: "Das ist doch glatter Mord." Die 13 Kameraden bleiben stumm. Schließlich sagt einer: "Hast du die Frauen nicht heute auf dem Marktplatz schon gesehen? Sie knieten doch um 6 Uhr in Fünferreihen auf dem Steinpflaster." Schweigen. Dann sagt einer unsicher: "Das hätte man doch anders machen können." Keiner antwortet. Für welche Sache, für welchen Staat tragen wir die Uniform und Waffen!

Einige Tage später komme ich mit einem Kameraden der Nachbarkompanie ins Gespräch. Erzähle ihm das Gesehene. Er sagt: "Wir hatten an dem Tag die übliche Bahnhofswache. Ich stand neben den Waggons, in die die Frauen und ihre Kinder gepfercht wurden, immer zweihundert in einen Viehwaggon, dessen Boden mit Chlorkalk dick bestreut war. Sie konnten nur eng aneinandergedrückt stehen - die Frauen mit ihren Kindern. Die Erschossenen haben einen gnädigen Tod gehabt."

Ein Jahr später liege ich mit Lungenschuß im Kriegslazarett in Ostrow. Das Vernichtungslager Malkinia ist nur 26km entfernt. Der Lazarettpfarrer erzählt mir, als ich allein bei ihm bin: "Einer unserer Sanitäter war einmal dienstlich dort und erlebte die Öffnung und Ausladung eines solchen Transportzuges. Die Meisten waren schon tot, die noch Lebenden-Halbtoten wurden zur Ermordung abgeführt."

Eines Abends sagt einer aus unserem Lehrgang, er habe munkeln hören, daß wir morgen zu einer "Aktion" herangezogen würden. In dieser Nacht habe ich kaum geschlafen: Gedanken, die sich anklagen und entschuldigen, zu entschuldigen versuchen. Als wir morgens zum Dienst herauszutreten haben ist mein Entschluß gefaßt. Ich werde bei Bekanntgabe einer solchen "Aktion" vortreten und mein Gewehr abgeben: "Ohne mich". Aber es passiert nichts: Unser Oberleutnant Grimm, Berliner Kaufmann und Mitglied der Bekennenden Kirche - davon weiß aber nur ich - konnte offenbar unsere Beteiligung verhindern. Wenig später ging er wieder an die Front und ist dort bald gefallen. Ein anderer Lehrgang wurde aber zu einer "Aktion" herangezogen - dessen Leiter hieß eben nicht Grimm.

Sommer 1944 in der Genesenenkompanie in Zeitz. Neben mir marschiert ein Unteroffizier meiner alten Kompanie, damals in Miedzyrzecz. Ein frommer Bäckermeister. Er war s.Zt. bei dem sogenannten Vorkommando, als wir nach Polen verlegt wurden. Es hatte die Kaserne aufzuräumen, Handwerker zu gewinnen usw. Er erzählt: "Eines Tages wurden wir gefragt, ob wir uns an der 'Räumung' eines jüdischen Säuglings- und Kinderheims beteiligen sollten? Es gäbe auch 20,-Mark und einen Liter Schnaps, den Schnaps vorher. Es sei freiwillig. Keiner meldete sich, nur der Unteroffizier N.N. Kennst Du den noch? " "Er war gegen uns ein Vieh." "Ja, das war er. Nachher kam er besoffen zurück. Sie hatten die Säuglinge aus dem Fenster geworfen und, was von ihnen noch lebte, gegen die Mauern geschlagen." Wie heißt es doch im Psalm 37: "Tochter Babel, du verwüsterin, wohl dem, der

d i r vergilt, was du u n s angetan hast! Wohl dem, der d e i n e jungen Kinder nimmt und sie am Felsen zerschmettert." - Babel - das sind wir, das Deutschland Adolf Hitlers.

Er fährt fort: "Kennst Du den 'Judenhügel' und seine Bewandtnis?" "Natürlich kenne ich diesen Hügel aus lockerem Sand! Immer wenn einer etwas verpaßt bekam, hieß es 'Marsch, Marsch' auf den Judenhügel hinaus, aber dalli! dalli! Eine elende Schinderei jedes Mal!" "Hast du dich nie gefragt, warum er so hieß?" Ich sage verblüfft: "Nein, Ich nahm^{es} als makaberen Spaß unse-
Unteroffiziere." "Keiner, der vom Vorkommando dabei war, hat euch davon erzählt. Unter diesem Hügel liegen sechstausend Juden. sie wurden damals von der SS zur Ermordung in die Nähe dieses Geländes geführt. Plötzlich liefen sie auseinander, wohl ahnend, was ihnen bevorstand. Ringsum übten die Vorkommandos einiger Kompanieen. Befehl an die Maschinengewehr-
schützen: "Übungsläufe (für Platzpatronen) raus, scharfe Läufe rein, Feuer frei". Den Rest kannst du dir denken. Polen mußten diese 6000 in eine Riesengrube schaufeln und den Hügel über sie auftürmen. Als ich das miterlebte, wußte ich, daß wir den Krieg verlieren m ü s s e n." - Rekruten-
ausbildung für die Front auf einem Massengrab ermordeter Juden - ein Symbol für die Rolle, die wir deutschen Soldaten in Polen gespielt haben.

April 1945 in Italien. Unsere Kompanie ist tot oder gefangen. Wir sind vor einigen Stunden gefangen genommen worden und sitzen zu etwa acht Mann 1-2 Stunden in einem Hühnerstall dicht hinter der Front. Neben mir ein alter Parteigenosse, Feldweibel, der grimmig zu mir sagt: "Aber mein goldenes Parteiabzeichen, das kriegen diese Schweine nicht, das habe ich gut an mir verborgen?" Ich schweige. Mit den "Schweinen" meint er die Amerikaner, die uns allerdings bei der Gefangennahme unserer Uhren entledigten. Wir haben Durst und rufen einen vorübergehenden Ami an. Er antwortet: "Gleich, ich bringe euch Wasser!" Als wir trinken, sagt er: "I h r würdet m i r als Gefangenem freilich kein Wasser bringen." Als wir protestieren, meint er schneidend: "Ich bin Jude." Da verstummen wir. Er beginnt zu höhnen: "Jetzt schweigt ihr und sitzt im Dreck." Ich sage: "Warum verhöhnst Du uns, schließlich haben wir doch tapfer gekämpft, mit so vielen Feinden." "Ja, so ist es. Ihr glaubtet immer 'Deutschland, Deutschland über a l l e s, über alles in der W e l t!" Als wir hinausgehen, sagt der Feldweibel: "Was mache ich mit meinem Parteiabzeichen?" "Man kann es ja verlieren." "Ich stecke^{es} in den Mist." Vielleicht ist ihm an dieser Begegnung mit dem barmherzigen Juden eine erste Ahnung aufgegangen, w a s wir unter Führung und dann Terror der Nazis angerichtet und verbrochen haben. Und vielleicht auch eine Ahnung, daß jüdische Menschen ganz, ganz anders sind, als es ihm der "Stürmer" vorgelogen hatte.

Mai 1945 Kriegsgefangenenlager Florenz. Wir sind in i t a l i e n i s c h e n Kasernen untergebracht, sehr ordentlich. Nur in der Mitte ist ein Zeltsonderlager für die SS-Leute. Kommandant dort ist Sergeant Bernhard. Er stammt aus Frankfurt/Main. Seine Eltern und Verwandten sind ermordet. Wenn er die SS-Männer, die nur nachts ihre Zelte aufschlagen dürfen und den Tag über, barfuß, unter der Sonne auf spitzen Steinen kampieren müssen, morgens antreten läßt, fährt er sie an: "Still stehen! Stramme Haltung! Denkt nicht, daß ich euch nicht sehe, wenn ich euch den Hintern zukehre. Dies Lager könnte euer Todeslager werden." Wer verstünde diese seine Reaktion nicht?

Monate später - ich bin inzwischen Lagerpfarrer geworden - komme ich wieder einmal zum Gottesdienst in eins der Frauenlager: Krankenschwestern, Nachrichtenhelferinnen und einige hundert Italienerinnen, die in deutschen Soldatenpuffs ihr Gewerbe ausübten. Die deutsche Lagerleiterin, eine ältere Kaufmannsfrau aus Mailand, sagt: "Es ist schrecklich. Kaum bekommen wir einen neuen Kommandanten, versammelt er einen Harem dieser Italienerinnen um sich. Nur e i n e r war anders, der war ein anständiger Charakter durch und durch." Und das war - Sergeant Bernhard!"

Juni 1945 in Florenz. Jeder wird über seine Vergangenheit im "Dritten Reich" vernommen. Auch ich, der Lagerpfarrer. Vor mir sitzt der jüdische amerikanische Offizier, Jurist, deutscher Herkunft. Seine Fragen sind präzise und scharf. Er ist auch über Details ausgezeichnet informiert. Als ich wahrheitsgemäß angebe, daß ich am 9. Mai 1933 in Tübingen in die Studenten-SA eingetreten bin, sagt er: "Da gingen damals ja wohl über 90% hinein." Die Fortsetzung: Ab Sept. 1934 keinen Dienst in der SA getan und keinen Beitrag mehr gezahlt, Oktober 1935 formeller Austritt usw. quittiert er mit Schweigen. Die Vernehmung ist beendet. Er hat kein böses Wort gesagt, aber zwischen uns ist eine unüberbrückbare Kluft zu erfühlen. Er spricht es nicht, wie jener naive, nichtjüdische, amerikanische Chaplain, der mich wenige Stunden nach der Gefangennahme fragte: "Waren Sie als Pfarrer im Konzentrationslager?" "Nein". "Warum nicht?" Warum nicht? - die anklagende Frage, zu der dieser Chaplain vielleicht nicht legitimiert war, (er machte mir nicht den Eindruck, entsprechende Versuchungen in seinem Leben auch nur von ferne zu kennen), bleibt - bis heute.

Dezember 1945 in Florenz. Die Verpflegung ist knapper geworden: Auf dem Transportweg Livorno - Florenz geht zu viel durch Verschieben verloren: Amerikanische LKW-Fahrer, deutsches Hilfspersonal, hungrige Italiener sorgen, daß auch sie nicht zu kurz kommen. Besonders im Offizierslager, wohin inzwischen auch die SS-Offiziere verlegt worden sind, ist man immer hungrig. Deutscher Lagerleiter ist ein ehemaliger Standartenführer der Waffen-SS, kein angenehmer Zeitgenosse: Er hat viel vergessen, nichts eingesehen und nichts hinzugelernt. Diesmal aber ist er erschüttert: "Stellen Sie sich vor, Herr Pfarrer. Heute Nacht kommt ein amerikanischer Sergeant mit einem Zentnersack Mehl auf dem Puckel, läßt ihn im Schutz der Dunkelheit in unserem Lager ab und sagt zu mir: 'Damit Ihr besser zu essen habt.' Und wer war es? Der Jude Bernhard!" Wie heißt es schon im A l t e n Testament? "Freue dich nicht über den Fall deines Feindes und dein Herz sei nicht froh über sein Unglück... Hungert dein Feind, so speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser.." (Sprüche Salomos 24, 17 u. 25, 21)!

Noch einmal Florenz. Der alte Oberst der Reserve, von Beruf Kaufmann aus Berlin, erzählt mir: "Als ich das letzte Mal auf Urlaub nach Berlin kam, sagte mir meine Frau: 'Wundere dich nicht, ich habe jetzt eine Hilfe, eine Flüchtlingsfrau aus Ostpreussen.' Ich begrüße die schüchterne ältere Frau mit den schwarzen Augen und der gebogenen Nase. Abends sage ich zu meiner Frau: 'Sag mir ruhig die Wahrheit.' 'Es ist eine Jüdin. Unser Pfarrer hat sie mir zugewiesen, um sie vor der Ermordung zu retten. Sie hat falsche Papiere. Einverstanden?' 'Einverstanden. Aber versprich mir: Wenn die Geschichte herauskommt, so bleibe eisern bei der Aussage, daß du keine Ahnung gehabt habest. Sonst wirst auch du ermordet!' Seine Frau ist Katholikin, er Mitglied des "Gemeindekirchenrates" der Lagergemeinde. Zu ihm haben alle Insassen des Offizierslagers mit Recht Vertrauen. Er ahnt nicht, wie mich sein schlichter Bericht aufwühlt!

Im Jahr 1941 in Halle: Wie ein Blitz taucht in mir der Gedanke auf: "Du mußt Fräulein Cohn verbergen, um sie vor der Ermordung zu bewahren." Es war nur wie ein Blitz: Die Idee verschwand in dem Augenblick, in dem sie mir bewußt geworden war. Im Oberbewußtsein gab es gute Gründe gegen diesen Gedanken: Wie hätte das von mir, dem illegalen Hilfsprediger und nunmehr dienstverpflichteten Zwangsarbeiter, ohne eigene abgeschlossene Wohnung, selbst schon der Gestapo mehrfach aufgefallen, ins Werk gesetzt werden sollen? Aber ich habe die Idee gar nicht durchreflektiert: Die Angst blockierte weiteres Nachdenken.

Zum Weihnachtsfest 1942 schickte mir die Bekenntnisgemeinde Jena nach Polen eine Zeichnung des Bildhauers Wilhelm Groß, dem als Halbjuden die

Werkstatt genommen war. Das Bild zeigt eine Eiche, Sinnbild deutscher Kraft und Größe. Aber ein gewaltiges Schwert ist gezückt, um den Wipfel zu zerhauen. Ü b e r dem Schwert stehen die griechischen Buchstaben für J und CH, die Anfangsbuchstaben von "Jesus Christos". Daß in Gottes Gerichten seine unvorstellbare Güte enthalten ist, ja sein Gericht im Dienst der Gnade steht, ist die Botschaft von Jesus Christus. Die Zeichen, daß diese Botschaft gilt und von vielen vernommen wird, wo es keiner für möglich hält, sind mir in den Begegnungen mit Juden überwältigend offenbar geworden. Die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit a l l e i w i r läßt uns weiterleben.

Sommer 1949. Erstes ökumenisches Treffen mit Brüdern und Schwestern aus all den Ländern, die unter deutschem Überfall gelitten haben. Neben mir sitzt ein Holländer, der selbst im Konzentrationslager saß, weil er versucht hatte Juden zu verbergen. Ich sage: Es ist für uns unfaßbar, daß Sie uns Deutsche so ganz selbstverständlich als Brüder akzeptieren. "Wenn wir merken, daß I h r die Vergangenheit nicht vergessen ha b t, können w i r sie begraben. Aber wenn I h r das Schreckliche vergessen wollt, bleibt es gegenwärtig."

Das Vorstehende wurde im wesentlichen 1946 aufgezeichnet, zunächst als Rechenschaft für mich selbst.

Johannes Hamel